

# LATEIN UND

# GRIECHISCH *in Berlin und Brandenburg*



©Musée du Louvre, Paris



ISSN 0945-2257

JAHRGANG LXIII / HEFT 2-2019

Mitteilungsblatt des Landesverbandes Berlin  
und Brandenburg im Deutschen  
Altphilologenverband (DAV) <http://davbb.de>

## Herausgeber:

Der Vorstand des Landesverbandes

### 1. Vorsitzender:

Prof. Dr. Stefan Kipf  
[stefan.kipf@staff.hu-berlin.de](mailto:stefan.kipf@staff.hu-berlin.de)

### 2. Vorsitzende:

StR Gerlinde Lutter · [g1lutter@aol.com](mailto:g1lutter@aol.com)  
Andrea Weiner

### Beisitzer:

PD Dr. Nicola Hömke · StD Dr. Josef Rabl

### Redaktion:

StD Dr. Josef Rabl · [Josef.Rabl@t-online.de](mailto:Josef.Rabl@t-online.de)

**Kassenwart:** Peggy Klausnitzer  
[peggy.klausnitzer@t-online.de](mailto:peggy.klausnitzer@t-online.de)

### Verbandskonto:

IBAN: DE51 1605 0000 3522 0069 75

BIC: WELADED1PMB

Mittelbrandenburgische Sparkasse

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt mit der Meinung des Vorstandes übereinstimmen. Anfragen bitte nur an die Schriftführung des Landesverbandes. – Nichtmitgliedern des Landesverbandes bietet der Verlag ein Jahresabonnement und Einzelhefte an.

[www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de)

## INHALT

- **Stefan Kipf:**  
Dachverein „Alte Sprachen für Berliner Schulen e.V.“ gegründet 61
- **Susanne Leinemann:**  
»In medias res – warum Alte Sprachen wieder in die Mitte der Schule gehören«. Festvortrag an der HUB am 13. Mai 2019 64
- **Christian Vogel:**  
Die Ethik der Ilias 72
- **Michael Krewet:**  
Zum Menschenbild in Herodots Kroisos-Erzählung 84
- **Einladung zur Summer School 2019**  
Antike in der Schule 101
- **Starke Typen. Griechische Portraits in der Antike. Ausstellung im Alten Museum** 102
- **Stefanie Terp:**  
Keine Seelenverkäufer, sondern eine sichere Technologie 108
- **16. Wettbewerb Lebendige Antike / Preisverleihung / erste Eindrücke** 110
- **Klaus Bartels:** Zwei Stichworte 112
- **Josef Rabl:**  
Acht Rezensionen 115
- **Mitteilung / Impressum** 150

Säulen des Apollontempel in Side

C. C. BUCHNER VERLAG · BAMBERG





# DACHVEREIN

## »Alte Sprachen für Berliner Schulen e.V.« gegründet

### *Eröffnungsveranstaltung im Senatssaal der Humboldt-Universität*

– Von Stefan Kipf –

**A**m 6. Dezember 2018 wurde von einem engagierten Team aus Eltern, Lehrkräften und Schulfördervereinen altsprachlicher Gymnasien der Dachverein Alte Sprachen für Berliner Schulen e.V. gegründet. Ziel des Vereins ist es, die Vermittlung altsprachlicher Bildung zu stärken und die gesellschaftliche und politische Akzeptanz des an Berliner Schulen erteilten Latein- und Griechischunterrichts zu erhöhen und sowie die geleistete pädagogische Arbeit ideell und materiell zu unterstützen. Der Verein versteht sich als Klammer zwischen Schulen und will zur Quervernetzung aller Gruppen beitragen (Schulleitung, Lehrerkollegium, Schüler- und Elternschaft, Fördervereine und Alumni). Mit der Vereinsgründung soll in Berlin eine Lücke geschlossen werden, da es vergleichbare und sehr erfolgreiche Vereine bereits an vielen Stellen im Bundesgebiet gibt.

Am 13. Mai 2019 wurde der Dachverein in einer sehr gut besuchten, feierlichen Eröffnungsveranstaltung im Senatssaal der Humboldt-Universität der Öffentlichkeit vorgestellt. Nach einem Grußwort des Vereinsvorsitzenden Sebastian Semler, einführenden Worten zum altsprachlichen Unterricht an Berliner Schulen durch seinen Stellvertreter Prof. Dr. Stefan Kipf und einem Grußwort von

Dr. Werner Simon, dem ehemaligen Fachbereichsleiter Alte Sprachen am Canisius-Kolleg, hielt die renommierte Berliner Journalistin und Publizistin Susanne Leinemann einen Festvortrag zum Thema „In medias res“ – warum Alte Sprachen wieder in den Mittelpunkt der Schule gehören.



# Grüßwort von Stefan Kipf

*Sehr verehrte Frau Leinemann, Herr Dr. Simon und Frau Dr. Heesen, liebe Gründungsmitglieder des Dachvereins, liebe Freundinnen und Freunde des altsprachlichen Unterrichts, sehr verehrte Damen und Herren,*

unter den Augen der Brüder Humboldt darf ich Sie heute sehr herzlich hier an der Humboldt-Universität begrüßen – und zwar in mehrfacher Funktion:

- als stellvertretender Direktor des Instituts für Klassische Philologie, das diese Veranstaltung in vielfacher Weise unterstützt,
- als stellvertretender Vorsitzender unseres neuen Vereins, der sich an dieser Stelle für das großartige Engagement unserer Gründungsmitglieder und der zahlreichen Unterstützer bedanken möchte,
- und nicht zuletzt auch als Vorsitzender des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im Deut-



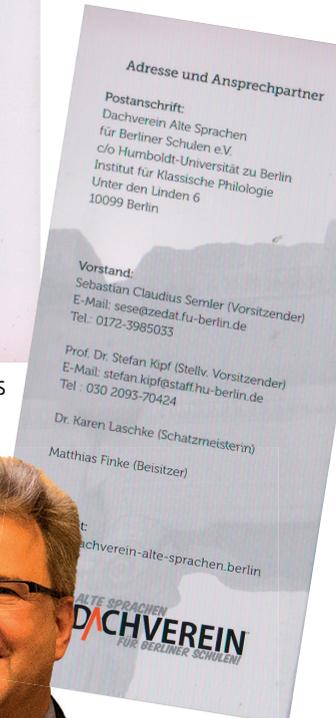
schen Altphilologenverband, der sich über die Existenz des Dachvereins ganz besonders freut, weil wir mit diesem Gemeinschaftsprojekt einen für Berlin neuen Weg beschreiten wollen, um die Fächer Latein und Altgriechisch stärker als bisher in den Fokus der Öffentlichkeit zu rücken.

Zwar ist der altsprachliche Unterricht im Berliner Schulen immer noch breit verankert: So kann man Latein an fast 120 Schulen lernen, darunter an 85% aller Gymnasien (das sind 95 Schulen) und auch an 22 integrierten Sekundar- und Gemeinschaftsschulen. Auch der Griechischunterricht ist an zehn Schulen präsent, eine Zahl, mit der wir im Vergleich zu anderen Bundesländern zwar sehr gut dastehen, die uns jedoch nicht von der Verpflichtung befreit, für die Attraktivität des Faches hart zu arbeiten.

Der erheblich breiter aufgestellte Lateinunterricht findet unter sehr heterogenen und nicht immer einfachen Bedingungen statt: Wir finden 13 Schulen mit einem altsprachlichen Bildungsgang, an denen der Lateinunterricht seine größte Ausdehnung hat, bereits mit der fünften Klasse beginnt und in der Regel von einer zumeist großen Zahl von Lateinlehrkräften erteilt wird. Bereits hier ist die Konkurrenz zu anderen grundständigen Angeboten groß und verlangt viel Phantasie und volles Engagement der verantwortlichen Kolleginnen und Kollegen. Daneben haben wir Schulen, an denen Latein ab der sechsten bzw. siebten Klasse erteilt wird und in deren Schulprogrammen das Fach zumeist noch eine prominente Rolle spielt. Schließlich gibt es zahlreiche Schulen, an denen oft kleine oder Kleinst-Lateinkollegien großartige Arbeit leisten, um mit Latein als dritter oder spätbeginnender Fremdsprache ihren Schülerinnen und Schülern ein wertvolles Bildungsangebot zu machen.

Alle diese Lehrkräfte, vor allem aber die Schülerinnen und Schüler verdienen unsere volle Aufmerksamkeit, damit diejenigen unter ihnen, die bereits Latein und /oder Griechisch lernen, dies unter möglichst guten Bedingungen und mit großer Freude tun können, und damit auch die, die

Programm		
18:30 Uhr	Einlass	Festvortrag
19:00 Uhr	Begrüßung & Einführung	
<b>»Eröffnung«</b> <b>Sebastian Claudius Semler</b> Vorsitzender Dachverein Alte Sprachen für Berliner Schulen e.V.		<b>»In medias res – warum Alte Sprachen wieder in die Mitte der Schule gehören«</b> <b>Susanne Leinemann</b> Journalistin und Publizistin, Kolumnistin für die „Berliner Morgenpost“
<b>»Einführende Worte zum altsprachlichen Unterricht an den Berliner Schulen«</b> <b>Prof. Dr. Stefan Kipf</b> Institut für Klassische Philologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Erster Vorsitzender des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im Deutschen Altphilologenverband, Stellvertretender Vorsitzender Dachverein Alte Sprachen für Berliner Schulen e.V.		20:00 Uhr   Kleiner Empfang
<b>»Grüßwort«</b> <b>Dr. Werner Simon</b> ehemaliger Fachbereichsleiter Alte Sprachen des Caritatus-Kollegs Berlin		ca. 20.45 Uhr   Veranstaltungsende
		<b>Veranstaltungsort</b> Senatssaal der Humboldt-Universität zu Berlin   Unter den Linden 6   10099 Berlin



diese wunderbaren Fächer – egal an welcher Schulform – lernen möchten, es auch weiterhin in großer Breite tun können. Es kann nicht nur darum gehen, Verluste gering zu halten, sondern wir müssen uns aktiv und sehr selbstbewusst dafür einsetzen, dass die altsprachlichen Angebote wieder ausgeweitet werden.

Unsere Fächer haben dem Berliner Schulwesen mit seiner kulturell und sprachlich heterogenen Schülerschaft viel zu bieten; unsere Forschungen der letzten Jahre haben gezeigt, dass ein sprach- und kultursensibler altsprachlicher Unterricht – ganz im Gegenteil zum gängigen Klischee sozialer Ausgrenzung und gnadenloser Selektion – geradezu integrative Kraft entfalten und Bildungschancen fördern kann. Der Dachverein soll dazu beitragen, dies mit Nachdruck in der Öffentlichkeit zu vertreten: Griechisch und Latein liefern unersetzliches sprachliches und kulturelles Orientierungswissen, sie sind das Nächste Fremde, das unsere Kulturtradition nachhaltig geprägt hat und stets präsent ist. Um an Wilhelm von Humboldt zu denken: Beide Sprachen machen einen wesentlichen Kern allgemeiner Menschenbildung aus, unabhängig von kurzlebigen Tagesmoden. Die Alten können nicht veralten, da sie schon alt sind!



*Liebe Mitglieder des Dachvereins „Alte Sprachen für Berliner Schulen“, liebe Gäste!*

Ich freue mich sehr, bei dieser feierlichen Vorstellung des neugegründeten Dachvereins den Festvortrag halten zu dürfen und danke Ihnen für die Einladung. So eine Gründung ist ja ein hoffnungsvoller, ja magischer Moment. Hier haben sich ganz verschiedene Menschen zusammengetan – Eltern, Lehrer, Akademiker –, die gemeinsam ein Ziel haben: Die Begeisterung für Altgriechisch und Latein im Berliner Schulkosmos neu zu wecken, das Umfeld um diese Fächer lebendiger werden zu lassen, im besten Sinne „aufzumischen“. Oder wie es bei Ihnen in der Satzung heißt: „die gesellschaftliche Akzeptanz des an Berliner Schulen erteilten Latein- und Altgriechischunterrichts zu erhöhen“.

Es ist die Hoffnung auf ein enges Netzwerk zwischen den hierbei engagierten Schulen, auch zwischen den interessierten Eltern dieser Schulen, mit einer starken Universitätsfakultät im Hintergrund. Diese Renaissance der alten Sprachen hat also viele Partner.

Nun ist die Frage, wie ich Ihnen dabei Geburtshilfe leisten kann. Ich glaube, es ist wichtig, sich ganz zu Beginn darüber klar zu werden, wie man sich als Dachverein positioniert. Kaum ein Fach, das betont ja auch Professor Kipf immer wieder, verspürt heute so einen starken Rechtfertigungsdruck wie ein altsprachliches – und der Druck erhöht sich natürlich noch, wenn man wie am klassischen altsprachlichen Gymnasium von den Schülern nicht nur die Teilnahme an Latein, sondern auch an Altgriechisch fordert. Der Vorwurf, ein Orchideenfach zu lehren, das kein Mensch im „richtigen Leben“ brauche, das in dieser kosmopolitischen Welt nicht weiterhelfe, ist allgegenwärtig.

Das sehen Sie, das sehe auch ich anders, weshalb mein Vortrag den Titel trägt: „In medias res – warum Alte Sprachen wieder in die Mitte der Schu-

## **Susanne Leinemann: »In medias res – warum Alte Sprachen wieder in die Mitte der Schule gehören«.**

***Festvortrag an der HUB  
am 13. Mai 2019***

len gehören“. Bevor ich aber dazu komme, möchte ich mich kurz vorstellen. Ich bin als Journalistin seit anderthalb Jahren für die Bildungsthemen bei der „Berliner Morgenpost“ zuständig. Diese Karrierewende kam für mich eher überraschend und ohne Vorlauf, aber inzwischen komme ich in der Welt der Bildungsverwaltung ganz gut zurecht, was man auch daran merkt, dass mich die permanenten Abkürzungen nicht mehr aus der Bahn werfen: RLP, LMB, Ndh, Em-Soz. Und zumindest mit dem Fach Latein – leider nicht Altgriechisch – habe ich selbst zu tun und manchmal auch zu schaffen: nicht nur beruflich, sondern auch Woche für Woche im privaten Familienalltag. Sie ahnen, ich habe Kinder, die Latein lernen.

Dass ich heute hier stehe, hat eigentlich mit dem Berliner Kinder- und Jugendfußball zu tun. Mein Sohn spielt seit vielen Jahren in einer Mannschaft im Berliner Süden, und wer die hiesigen Nachwuchsigen kennt, weiß, dass man als Eltern viel Zeit am Rand des Platzes verbringt. Hinfahren zu den Spielen, jubeln oder leiden, dazwischen eine Menge schlechten 1-Euro-Kaffee in den jeweiligen Vereinsheimen trinken. Mit den anderen

Eltern kommt man dabei ins Gespräch, und so stellte ich nach einer Weile fest, dass der Vater eines Mannschaftskameraden meines Sohnes Lateinlehrer am Ernst-Abbe-Gymnasium ist.

Er erzählte mir von der Schule in Neukölln, von seinen 93,5 Prozent Schülern nichtdeutscher Herkunftssprache und wie dort Latein als sprachbildendes Fach eingesetzt wird, als „pons latinus“ – also als Brücke zu einem sensibleren, besseren Beherrschen der deutschen Bildungssprache. Ein Deutsch also, das am Ende nicht nur für die Straße reicht, sondern wirklich Bildung und damit sozialen Aufstieg möglich macht. Für mich war das damals neu und auch fremd, Latein an Brennpunktschulen? Eine zunächst etwas seltsame Vorstellung. Also fragte ich, ob ich eine Reportage über seinen Leistungskurs schreiben dürfte, über Huseyin, Ibo und Aysel-Nur. Das klappte, im Sommer 2015 erschien sie.

Damals bei der Recherche traf ich auf Professor Kipf, es war Projektwoche bei Ernst-Abbe und sozusagen der lateinische Schulhöhepunkt des Jahres. Einen Lateinprofessor, der ohne Umschweife einräumte, als Schüler zwischenzeitlich eine „fünf“ im Zeugnis gehabt zu haben, den vergisst man nicht so schnell. Der Kontakt brach nach diesem einen Bericht nicht ab. Und so kam es, dass ich im Sommer 2016, ein Jahr später, den Abschlussvortrag beim Altphilologenkongress hier in dieser Universität halten durfte.

Damals sprach ich über den Lateinunterricht in den bürgerlichen Gymnasien, weniger den in Schulen mit Kindern aus bildungsfernen Elternhäusern. Ich warb darum, den Bürgerkindern den Spaß am Latein nicht zu schnell zu verderben und

doch bitte etwas von der spielerischen Leichtigkeit in den Unterricht hineinzubringen, die ich in Neukölln erlebt hatte. Und ließ auch nicht unerwähnt, wie sehr unsere Tochter damals im Lateinunterricht zu kämpfen hatte. Ihre Lehrerin war noch ganz und gar alte Schule, voller Liebe zur antiken Welt und von vielen, auch von Schülern, sehr anerkannt, aber eben sehr fordernd. Kompromisse mit der Gegenwart, eine spielerische Leichtigkeit hier und da, das war ihre Sache nicht.



Inzwischen, 2019, hat unsere Tochter Latein in der 11. Klasse abgewählt, sie wird deshalb – trotz all der vorangegangenen Mühen, trotz aller Arbeit, trotz der vielen Stunden am Küchentisch – die Schule am Ende ohne ein Latinum verlassen. Da ist nichts mehr zu machen, da half auch kein gutes Zureden. Sie hatte übrigens auch einen Titelvorschlag für den heutigen Vortrag, der lautete: „Deine Mudda liebt Latein“.

Sie sehen also, ich rede hier auch aus Erfahrung. Und das Gute ist, ich bin weiterhin optimistisch, denn wir haben noch einen im Rennen: unseren Sohn. Ohne jetzt zu persönlich werden zu wollen, aber bei ihm wurde mein Wunsch erhört. Er hat seit diesem Schuljahr eine neue, sehr junge Lateinlehrerin, sie wurde – soweit ich weiß – hier an der Humboldt-Universität ausgebildet. Es ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Sie geht ganz anders heran an die Sprachvermittlung, man kann sagen, der Unterricht macht meinem Sohn deutlich mehr Spaß. Es muss immer noch viel ge-

lernt werden, so ist und bleibt das nun mal, aber es klappt jetzt besser. Als neulich Elternsprechtag war, habe ich der neuen Lehrerin nur einen Auftrag mit auf den Weg gegeben: Es wäre schön, wenn unser Sohn am Ende sein Latinum hat, also nicht abwählt. Einer kam durch. Das ist unsere Hoffnung.

Dieser Sohn also geht jetzt in die achte Klasse – und vor kurzem brachte er sein Vera 8 Testheft in Deutsch mit nach Hause. Und damit komme ich nun endlich zum Kern meines Vortrages. Vermutlich sind hier alle vertraut mit der Vergleichsarbeit, die sich ja in „Orthographie“ und „Lesen“ unterteilt. Ich blätterte sie flüchtig durch, um zu sehen, wie er sich geschlagen hatte und traf zu meinem Erstaunen auf lauter Anfangsaufgaben, die eine altsprachliche Grundlage hatten.

„Aus welcher Sprache stammen folgende Wörter?“ stand dort, gefragt war nach „Arche“ und „Arena“ (beide aus dem Lateinischen) und nach



... »unter den Augen  
der Brüder Humboldt« ...



„Arithmetik“ (aus dem Griechischen). Danach mussten die Schüler die lateinische Bezeichnung für Silber („Argentum“) hinschreiben, das Wort „Arithmogriph“ korrekt schreiben, sagen, auf welcher Silbe „Areopag“ richtig betont wird und erklären, was es heißt, wenn man ein Geschehen „mit Argusaugen“ beobachtet.

Kein Wunder, dachte ich noch, dass die Berliner Vera 8-Ergebnisse inzwischen von der Senatsbildungsverwaltung unter Verschluss gehalten werden – bei ihrer letzten Veröffentlichung 2016 hatte sich ja herausgestellt, dass 35 Prozent der geprüften Schüler dieser Stadt noch nicht mal die Mindeststandards in Deutsch erfüllten. Aber im Ernst, welcher Achtklässler in Berlin sollte diese Aufgaben packen? Auch ich würde bei der korrekten Schreibweise von „Arithmogriph“ eher raten müssen als sie sicher zu wissen. So hoch sollte das Niveau bei Vera 8 sein? Ich konnte es nicht glauben.

Daraufhin schaute ich genauer hin und merkte, dies waren Fragen aus dem Themenkomplex „Nachschlagen“. Und sah daraufhin den im Testheft abgedruckten Auszug aus dem Duden, zwei Seiten des Wörterbuchs – von „Ärar“ (offenbar auch aus dem Lateinischen; Staatsvermögen; österreichisch für Fiskus) bis „Arius“ (alexandrinischer Presbyter). Die Schüler mussten also gar nicht diese Ausdrücke kennen. Sie mussten das in der Aufgabe nachgefragte Wort im Dudenblatt finden, die Angaben dort richtig ablesen (Arche, die - Plural: Archen (lat.) schiffsähnlicher Kasten; Arche Noah) und so die Frage beantworten.

Da wurde mir klar, dass die Deutsch-Anfangsaufgaben aus Vera 8 eher schlichter Natur war, in gewisser Weise fast mechanisch. Finden, lesen, einordnen, beantworten. Bei Wortherkunft entweder das Kästchen „italienisch“, „lateinisch“, „französisch“ oder „griechisch“ ankreuzen. Eine Qualifikation, wie ausgedacht für das Einsortieren

ren von Konservendosen im Supermarktregal: Tomaten geschält, Tomaten stückig, Tomaten passiert. Aber zumindest sind es – hat man das Prinzip einmal kapiert – einfach zu holende Punkte für die Schüler, würde man denken.

Es war ein ernüchternder Moment, zu begreifen, dass hier kaum eigenes Wissen des Schülers vorausgesetzt wurde. „Er beobachtet das Geschehen mit Argusaugen“ – ersetze im Satz das Wort Argusaugen durch eine Wortgruppe“, lautet die Aufgabenstellung. Die Schülerin oder der Schüler muss dann das Wort „Argusaugen“ nachschlagen, liest dort: „scharfe, wachsamen Augen“ und kann daraufhin ersetzen: „Er beobachtet das Geschehen mit wachsamen Augen“. Volle Punktzahl.

Jemanden mit Argusaugen betrachten, das ist so ein schönes, ein so reiches Deutsch. Merken die Schüler das im Test überhaupt, dachte ich mir? Vermutlich kaum, der Zeitdruck ist hoch. Wie viele Schüler hätten heute in Berlin überhaupt noch eine Chance, mit eigenen Worten auszudrücken, wie und wann man „Argusaugen“ verwendet – ohne Duden? Geschweige denn, dass sie die Geschichte vom Riesen Argus mit seinen hundert Augen kennen, der wachsam einen Seitensprung des Zeus verhindern soll, damit Heras Ehe im Lot bleibt.

Ich wage mal zu sagen: Nicht viele. Kaum ein Schüler in Spandau, im Wedding oder in Hellersdorf, würde ich denken, womöglich vereinzelt in Pankow, Charlottenburg oder Zehlendorf. Denn ja, nicht nur Argus war ein Riese. Berlin ist ein Riese darin, Bildungsunterschiede weit aufklaffen zu lassen. Aber auch an den bürgerlichen Gymnasien wird das Allgemeinwissen schlechter, die Sprache ärmer.

Wem, dachte ich, bringen diese Aufgaben etwas? Wofür „Arche“ nachschauen, wenn man höchstens noch die mittägliche Essenausgabe

der gleichnamigen Sozialeinrichtung kennt? Oder „Arena“ sprachlich verankern, wenn das einzige Bild zum Wort die Allianz-Arena in München bleibt? Wer merkt sich das Wort „Argentum“, wenn man als Schüler überhaupt keinen Bezug dazu hat und nichts an der Hand, um irgendetwas in dem Wort erkennen zu können – es ist ein Nomen, ein Neutrum oder der Namensgeber für das Kürzel „Ag“ im Periodensystem.

Vom „Areopag“ ganz zu schweigen – was soll das sein? Vielleicht das russische Wort für Flughafen? Wie sinnentleert ist die Tätigkeit des Nachschlagens, wenn man überhaupt keine Ahnung hat, welcher Kosmos an Wissen, Geschichten, Bezügen hinter diesen Wörtern steckt? Wenn man so gar kein Verhältnis zu den alten Sprachen hat, zu Altgriechisch, Latein, zur antiken Welt. Was bringt es dann?

Meine Trübsal verstärkte sich noch durch das Medium „Wörterbuch“, das als Auszug im Test verwendet wird. Wer benutzt heute noch ernsthaft den Duden in Zeiten von Smartphones? Alles ist sekundenschnell ergoogelbar. Wissen scheint immer und jederzeit verfügbar, Hauptsache der Akku ist aufgeladen, man hat Netz und – bei Schülern ganz wichtig – noch genügend Datenvolumen. Dann kann ich mir alles herbeiholen, herbeigoogeln, wer braucht da noch Wissen im Kopf?

Im Journalismus habe ich bei jungen Kollegen, besonders wenn sie nur zum Praktikum in der Redaktion sind oder am Anfang ihres Volontariats stehen, schon mehrmals erlebt, dass sie sich lange Textteile aus dem Internet holen, die Copy-paste-Kombination wählen und dann die Fragmente in ihren eigenen Artikel kopieren. Wofür sich selbst die Mühe machen, etwas zu schreiben, was schon jemand anderes längst geschrieben hat? Alles ist blitzschnell und billig zu haben. Ich tippe „Areo“ bei Google ein, schon bietet mir die Suchmaschine „Areopag“ an, prak-



tischerweise gleich mit Foto des Felsens. Dieses Google-Angebot ist dann dicht gefolgt von Areo Hotah, einer Figur aus „Game of Thrones“ plus passenden Youtube-Videos. Zack, draufgeklickt und abgelenkt. Da kann ein papierenes Wörterbuch, trocken wie es ist, natürlich nicht mithalten.

Es ist eine Zeit des Umbruchs, in der wir leben – auch in der Bildung. Die neuen Medien verändern, verschieben viel mehr, als viele von uns anfangs ahnten. Die Welt der Schrift, der Buchkultur, sie droht eine Nebensächlichlichkeit zu werden, geliebt sicherlich noch von einigen, verehrt, aber tatsächlich orchideenhaft. Bilder spielen eine immer größere Rolle, unsere Schüler haben heute die Möglichkeit, sich dauerhaft in einem Kosmos aus Serien, Kurzvideos, Games, Selfies, Bildnachrichten und Mini-Texten aufzuhalten. Lange Mitteilungen werden inzwischen nicht mehr geschrieben, sondern mit einer Audio-Funktion aufgenommen. Zu viel tippen ist lästig.

Doch wer gibt in dieser neuen Welt den Ton an, wo werden nun die Leitdebatten geführt? Man wird das Gefühl nicht los, auch Bildungspolitiker und Bildungsverwaltung wissen nicht mehr, worauf sie setzen sollen – und die „fachübergreifende Kompetenzentwicklung“ im neuen Rahmenlehrplan scheint mir der Versuch, irgendwie Aktualität und traditionelle Bildung zu verkoppeln und Herr des Diskurses zu bleiben: Europabildung, Demokratiebildung, Diversity, Gender Mainstreaming, Gewaltprävention, sexuelle Selbstbestimmung, Verbraucherbildung. Der Druck des Hier und Jetzt – oder jedenfalls dessen, was in der medialen Welt dafür gehalten wird –, der auf der Schule lastet, scheint immens, er verdrängt die klassischen Fächer.

Mindestens ein erstes Opfer gibt es schon: den Geschichtsunterricht, der auf eine Wochenstunde runtergekürzt wurde. Das ist für mich als studierte Historikerin besonders bitter.

Und trotzdem – das Institut für Schulqualität hat das auch dieses Jahr bei den Vera 8-Tests wieder festgelegt –, es ist wichtig, dass die Schüler wissen, wo der Ursprung eines Wortes liegt. Genau das zu begreifen, ist offenbar ein Zeichen von Schulqualität, von Bildung. Sie sagen damit: dieses Wissen hat einen Sinn. Mehr noch: dieses Wissen ist Grundlage unserer Sprachkultur. Unserer Welterfahrung über viele Generationen, ein Wort ist ein Konzentrat unserer Sicht auf die Welt.

Das muss jedem Schüler bewusst sein – ob auf dem hochgelobten Gymnasium der Stadt, für das man, neben guten Noten, einen Aufnahmetest bestehen muss, um angenommen zu werden. Oder in einer Sekundarschule ohne Oberstufe, einer, die am Ende jedes Schuljahres womöglich eine Quote von 25 Prozent Abgängern ohne Schulabschluss hat. Ob an der Bildungsspitze oder im Bildungskeller, jeder soll offenbar fähig sein, mit einem Wörterbuch umzugehen. Das ist unser Mindeststandard in Deutsch. Und jedem Schüler müsste so klar werden – Wörter haben Wurzeln. Und manche davon ranken tief, tief durch die Jahrhunderte.

Denn eine Gesellschaft, die Sprache nur noch flach sieht, nur noch funktional – als Medium, um Kurznachrichten in die Welt zu schicken, angereichert mit Emojis, die dann passende Gefühle optisch mitliefern, eine solche Gesellschaft macht sich selber seicht. Das ist eine Entwurzelung, eine Verarmung. Wer Sprache nur noch als Tool nutzt, als Gebrauchsgegenstand, wer unmusikalisch ist für ihren Klang, für das, was mitschwingt, für ihren Assoziations- und Bedeutungsreichtum, der wird mehr als nur das lexikalische Wissen über die Herkunft und Bedeutung von Wörtern verlieren.

Wir würden uns damit von einer ganzen geistigen Welt verabschieden – von einer humanistischen Art, die Dinge zu betrachten. Uns käme auch die Genauigkeit und Feinheit abhanden, die wir brauchen, um uns differenziert ausdrücken zu können. Uns ginge die Welt der Mythen verloren, der menschlichen oder göttlichen Urkämpfe, Tragödien, in denen betrogen und gelogen, geliebt und gehasst wird. In denen Familienkonflikte erzählt werden, aus denen Freuds Welt der Psychologie sich so reichlich bedienen konnte – Geschichten verbotener Begierde, tyrannischer Väter, kalter



Mütter. In denen Helden so verloren wie der moderne Mensch durch die Welt irren, auf der verzweifelten Suche nach irgendetwas, das sie kaum benennen können. Dies alles wurzelt tief in uns. Die Sprachen der Antike zu können und zu lieben, eröffnet uns diese Welt, lässt im besten Fall die Schüler diese Verwurzelung begreifen. Das große Selbstgespräch der Menschheit würde abbrechen. Verstummen.

Es geht natürlich nicht darum, dass jede weiterführende Schule in Berlin nun plötzlich Latein und oder Altgriechisch lehrt. Das wäre überzogen, und so war es auch nie. Aber wichtig ist, eine große, lebendige Gemeinschaft zu bleiben, die weiß, was hier auf dem Spiel steht. Latein und Altgriechisch sind die Wurzelsprachen unserer Gesellschaft, der europäischen Gesellschaft. Und weil es unsere Wurzeln sind, gehören diese Fächer in die Mitte der Schule. Alles andere würde Entwurzelung und geistige Ödnis bedeuten. Deshalb meine Bitte: Treten Sie als Vertreter dieser Fächer selbstbewusst auf, Sie können sich das leisten. Diese Gesellschaft braucht Schüler, die das Wissen Ihres Faches erlernen, sich dafür begeistern können und es in die nächste Generation weitertragen.

Es ist unsere Identität, um die es hier geht. Wir brauchen die Alten Sprachen in den bürgerlichen Schulen der Stadt genauso wie in den Schulen, die von Schülern besucht werden, die zwischen vielen Welten leben. Wer im türkischen und arabischen Raum seine Herkunft hat, für den ist die antike Welt auch eine Brücke ins europäische Hier und Jetzt.

Die Fragen am Beginn der Vera 8-Arbeit in Deutsch sind ermutigend – denn sie zeigen, die Alten Sprachen stehen weiterhin im Zentrum des Bildungskanons, allen Unkenrufen zum Trotz. Sie haben dort draußen, auch außerhalb des neu gegründeten Dachverbandes, Verbündete. Gehen Sie auf die zu, nutzen Sie diese Möglichkeiten. Und nutzen Sie die Chancen, die diese Stadt mit ihren großen sozialen Unterschieden bietet: die Tochter des Orchestermusikers, die im Canisius oder im Grauen Kloster Alte Sprachen lernt, ist nur wenige Kilometer Luftlinie entfernt vom Gymnasium an der Sonnenallee, wo die Kinder von ehemaligen Gastarbeitern den Abl. Abs. büffeln.

Öffnen sie sich zu diesen Schulen, auch wenn dort Altgriechisch nicht angeboten wird, vernetzen Sie sich mit ihnen. „Unterstützung von Klassen-, Kurs- und Gruppenfahrten“ steht in ihrer Satzung – wer weiß, womöglich wird irgendwann eine gemeinsame Projektwoche zwischen einer Schule im Wedding und einer in Dahlem möglich? Dank der Alten Sprachen. Die Latein- und Altgriechischszene ist lebendig wie nie, und ich bin sicher, Sie alle werden diesen Schwung nutzen.

Und diejenigen dort draußen, die sie mit „Argusaugen“ betrachten – davon gibt es unter Berliner Schulpolitikern vermutlich einige – überzeugen Sie sie. Sie hier sind die Vertreter europäischer Wurzelsprachen. Daran ist nichts nebensächliches. Sie gehören ins Zentrum.

# Die Ethik der Ilias<sup>1</sup>

– Von Christian Vogel –

## Ethik und Geschichten

Wenn wir uns auf das Genuss- und Erkenntnispotenzial von Geschichten einlassen, indem wir bereit sind, mit den Figuren mitzuleiden – der Germanist und Autor Peter von Matt nennt dies den moralischen Pakt zwischen dem Leser und dem Text<sup>2</sup> – dann sammeln wir mit den Charakteren der Erzählung neue Erfahrungen und Erlebnisse. Hierbei sind wir nicht ausschließlich auf deren Perspektive beschränkt, sondern erleben die Geschichte von einem anderen Standpunkt, da wir manchmal aus der Erzählung mehr Informationen als die Helden bekommen oder schon den Ausgang der Erzählung kennen, in jedem Fall aber stets unsere eigene Geschichte mitbringen und somit Botschaften, Hinweise und Erlebnisse aus dem Kontext der Handlung anders einordnen (können) als die Helden selbst. Die Beschränktheit der Perspektive der Helden kann ihre Ursache sowohl in ihrem Informationsdefizit als auch in einer Fokussierung und Verengung ihrer Gedanken haben.

Indem wir dieser Beschränkung nicht unterliegen, können wir die Entscheidungen des Helden hin-

terfragen. Wenn wir zugleich Ähnlichkeiten zwischen uns und dem Helden entdecken, besteht die Möglichkeit, dass wir mit ihm mitleiden, wenn wir erleben, wie sich beispielsweise die Helden aus selbst mitverursachten Entscheidungen in ihr Unglück begeben. Damit prägen uns die Erlebnisse des Helden, weil wir dessen Geschichte mit unseren eigenen Geschichten zusammenführen. Wayne Booth<sup>3</sup> hat die Prägekraft von Geschichten mit dem schönen Vergleich illustriert, wonach aus Büchern Freunde werden, auf die wir uns einlassen, die uns begleiten, dadurch unser Leben beeinflussen und unsere moralische Urteilskraft schärfen, weil wir uns zu dem Erlebten verhalten und Stellung beziehen.

## Heldenethik?

Aber was erleben wir eigentlich mit, wenn wir uns nun auf Homers *Ilias* einlassen? Inwiefern gingen die Geschichten den Hörern der Antike, inwiefern gehen sie uns etwas an? Welche Relevanz besitzen sie für uns? Was hat unser Leben mit dem Leben dieser Helden zu tun, die sich u. a. nach dem Krieg sehnen; die sich danach sehnen, durch Ruhm unsterblich zu werden? Einer der am Kampf beteiligten Krieger, Sarpedon, bringt das Heldendenken vielleicht am besten auf den Punkt: „Wenn wir, aus diesem Krieg entronnen, Für immer ohne Alter sein würden und unsterblich, Dann würde ich selbst nicht unter den Ersten kämpfen Und auch dich nicht zur Schlacht, der männerehrenden, rufen.“<sup>4</sup> Es sei demnach gerade die eigene Sterblichkeit, die zum Krieg reizt. Wären wir unsterblich, so Sarpedon, bräuchten wir nicht kämpfen. Da wir aber sterblich sind, müssen wir uns die Unsterblichkeit verdienen, indem wir ruhmvoll im Kampf sterben. Was im Kontext ei-

- 1 Dieser Beitrag ist ein Auszug aus dem Vortrag „Homer: Mythos und Ethik in der epischen Dichtung“, der im Rahmen des Literaturwissenschaftlichen Propädeutikums 2019 zum Thema „Mythos und Literatur“ an der Freien Universität gehalten wurde. Weitere Informationen zu den jährlich stattfindenden Philosophischen und Literaturwissenschaftlichen Propädeutika der Klassischen Gräzistik unter <http://www.fuberlin.de/graezistik>.
- 2 Vgl. Peter von Matt, *Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur*, München 2001, S. 36ff.
- 3 Vgl. Wayne Booth, *The Company We Keep: An Ethics of Fiction*, Berkely / Los Angeles 1988.
- 4 Hom. Il. 12, 322–328. In den Übersetzungen der *Ilias* folge ich Wolfgang Schadewaldt.

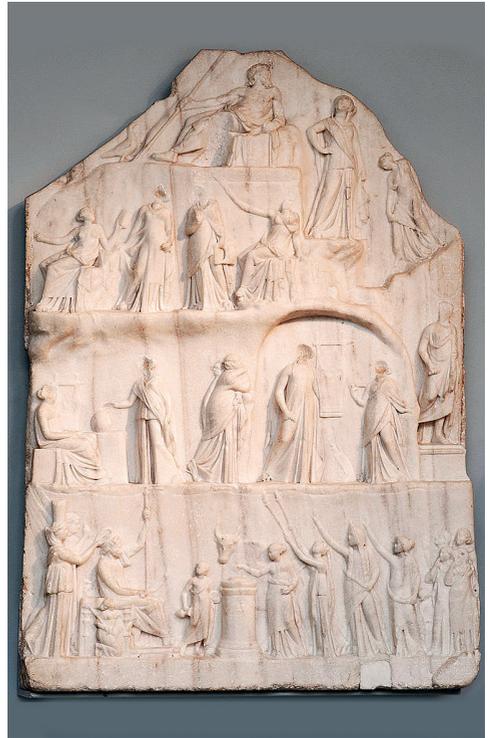
nes heroischen Denkens sinnvoll erscheinen vermag, klingt für uns eher befremdlich. Und dabei haben wir noch nicht einmal von dem Frauenbild gesprochen, das in diesem Epos vermittelt wird. Sind das die ethischen Implikationen, die uns der Text mitzugeben vermag?

## Ethische Implikationen für uns?

Die Wertvorstellungen einzelner Gruppen vergangener Zeiten sollen nicht im Zentrum der hier diskutierten Frage nach der Ethik der *Ilias* stehen. Vielmehr wollen wir uns von einem Ethikverständnis leiten lassen, das einen bestimmten Bereich der menschlichen Bildung und Erziehung meint, nämlich denjenigen, der uns Wege zum Glück und damit unmittelbar verbunden Wege zur ἀρετή (*Arete*), also im Wortsinn zu unserer „Bestheit“, d. h. zur Verwirklichung unseres besten Könnens aufzeigt. Ethik meint ursprünglich die Ausbildung eines Charakters (ἦθος / *ēthos*) über die Gewohnheit (ἔθος / *ethos*).<sup>5</sup> Wenn uns Gewohnheiten prägen und Gewohnheiten dafür mitverantwortlich sind, woran wir Lust und Unlust empfinden und wonach wir folglich streben, dann gehört zur Ethik auch die Vermittlung der Einsicht, wie unser gewohntes Handeln dafür verantwortlich ist, dass wir diese Wege, die zu unserem Glück führen, *nicht* gehen, wie wir uns also selbst Steine in den Weg legen. Dichtung, die in diesem Verständnis ethisch prägt, vermittelt allgemeine, handlungsrelevante Einsichten und nicht nur Beschreibungen von Lebensregeln einer bestimmten Gruppe. Doch anders als die Philosophie vermittelt Dichtung diese allgemeinen Einsichten am Einzelnen, indem sie beispielsweise handelnde Menschen darstellt und zeigt, wie diese auf Grundlage ihrer Charaktere Entscheidungen treffen, die zu ihrem Glück oder Unglück beitragen.

<sup>5</sup> Vgl. Aristot. EN 1103a14–19.

In dieser Hinsicht ist die *Ilias* ein exzellentes ethisches Lehrstück. Denn sie liefert nicht einfach nur Botschaften, sondern reißt uns regelrecht in die Entscheidungsprozesse ihrer Charaktere hinein und liefert damit Antworten auf die Frage: Warum handeln Menschen so, dass sie ihren eigenen Vorteil verfehlen und damit auch die Gemeinschaft schädigen? Und es ist nicht unplausibel anzunehmen, dass die Beantwortung dieser Frage *auch* eines der zentralen Anliegen des *Ilias*-Dichters gewesen sein könnte, denn allzu deutlich werden hier Ursachen, Abläufe und Wirkungen des Zorns aufgezeigt und kommentiert.



Apotheose Homers, der von den Allegorien der durch ihn stark beeinflussten Künste der Geschichtsschreibung, Dichtung, Tragödie und Komödie sowie von *Ilias* und *Odyssee* flankiert wird. Das Relief, das von Archelaos von Priene am Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. hergestellt wurde, befindet sich zurzeit im British Museum in London.  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Illias#/media/File:Apotheosis\\_Homer\\_BM\\_2191.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Illias#/media/File:Apotheosis_Homer_BM_2191.jpg)

## Selbstverantwortliches Handeln

Wenn wir uns selbst als freie, d. h. für unser eigenes Handeln verantwortliche Menschen verstehen, können wir uns besser mit Charakteren identifizieren, die uns als für sich selbstverantwortliche Charaktere begegnen. Andernfalls wäre die *Ilias* zwar ein Lehrstück für ein vermeintlich archaisches Menschenbild, aber ohne Relevanz für unser eigenes Leben.<sup>6</sup> Um darüber hinaus verstehen und mitfühlen zu können, müssten wir die Gründe der Handlungsentscheidungen kennenlernen. Und um die Entscheidungen einordnen und bewerten zu können, müssten wir auch von den Zielen der Charaktere erfahren. Ist das alles in der *Ilias* gegeben? Mit Blick auf die Selbstverantwortlichkeit des Handelns der Helden rückt zu Beginn die prominente Szene in den Fokus, in der Athene erscheint und Achill davon abhält, sein Schwert gegen Agamemnon zu erheben. Aus dem Text wird deutlich, dass Achill zunächst selbst zwei Handlungsoptionen abwägt (1, 188–192) und sich damit offen für eine vernunftorientierte Entscheidung zeigt. Erst dann erscheint Athene und präsentiert ihm einen Weg, der zugleich seinem Zorn gerecht wird als auch die Möglichkeit aufrechterhält, sein eigentliches Ziel zu verfolgen. Homer beschreibt explizit sowohl diese Handlungsoption als ein offenes Angebot (1, 207) als auch die Entscheidung des Achill als eine mit Einsicht getroffene Entscheidung: denn es *ist besser so*, sagt er! (1, 217). Auch Agamemnon weiß, dass er selbst Anteil

6 Und mit „wir“ sind auch die Rezipienten der Antike miteingeschlossen, die auch nicht mehr Teil des in der *Ilias* dargestellten „Heldenzeitalters“<sup>6</sup> waren. Hesiod beschreibt in seinen Werken und Tagen (156–173), wie das vorübergehende Heldenzeitalter sich von dem Zeitalter seiner Zeitgenossen unterscheidet.

7 Vgl. ausführlich hierzu die Untersuchungen zur Psychologie bei Homer von A. Schmitt, *Selbstständigkeit und Abhängigkeit menschlichen Handelns bei Homer. Hermeneutische Untersuchungen zur Psychologie Homers*, Stuttgart 1990.

an seinem Fehlverhalten gegenüber Achill hat. Er weist zwar der gottgesandten Ate, der Verblendung, einen großen Teil der Schuld zu, weiß jedoch, dass er seine Fehler wieder gut machen muss. Einmal verblendet, einmal von Ate befohlen, ist es tatsächlich schwierig, keine Fehler zu machen. Aber Homer beschreibt eindrücklich, wie Agamemnon zuvor, also noch vor dem täuschenden Traum des Zeus, gänzlich eigenverantwortlich, seinem Charakter entsprechend Entscheidungen trifft. Auch bei anderen Eingriffen der Götter in das Treiben der Menschen lassen sich in dem Eops Hinweise dafür finden, dass die Figuren selbst ihren Teil dazu beitragen, für bestimmte Einsichten, Überlegungen, Erkenntnisse, die dann von göttlichen Figuren geliefert werden, offen zu sein.<sup>7</sup> Die handelnden Charaktere werden bei Homer also *zum einen* als selbstständig handelnde Charaktere präsentiert. *Zum anderen* werden sie auch als Charaktere gezeichnet, deren Handeln wir nachvollziehen und verstehen können.

## Identifikation durch Nachvollzug der Gründe

Homer gibt sich große Mühe, den Zorn des Achill für die Zuhörer oder Leser verstehbar zu machen. Dieser Zorn hat zwar schreckliche Konsequenzen, die bereits im Proömion genannt werden. Und doch erfahren wir, warum Achill *auch gute Gründe* für seinen Zorn hat; so gute Gründe, dass selbst Athene, die Göttin der Klugheit, ihm nicht einfach raten kann, vom Zorn gänzlich abzulassen. Stattdessen nimmt sie Achill und seine Beweggründe für den Zorn ernst. Sie rät ihm zwar davon ab, einem ersten Impuls zu folgen und Agamemnon zu töten. Doch sie gewährt dem Zürnen auch Handlungsraum, indem sie vorschlägt, dem Zorn mit Worten und nicht mit dem Schwert Ausdruck zu

**Abb. rechts:** Der Anfang von Homers *Ilias* in der Handschrift Biblioteca Apostolica Vaticana, Vaticanus Palatinus graecus 246, fol. 1r.  
[https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a8/Homer%2C\\_Iliad%2C\\_Vaticanus\\_Palatinus\\_graecus\\_246.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a8/Homer%2C_Iliad%2C_Vaticanus_Palatinus_graecus_246.jpg)

Ἰλιάδος ἀλφα Ὀμήρου ρά τω δίας,  
ἀλφα λιταῖς λογίμων γρατῶν ἔθους

**Μ**ητὴρ ἀδελφεὰ πολὺν ἀδελφῶν ἀχιλλῆος  
 οὐρανὸν ἐκείνη· ἢ μὴ εἰς ἀχαίῳς ἀλγῆ ἔθηκε  
 πομπῶν δὲ φθίμωνος τύχῃσ', αἰδύσασα τὴν  
 κίρῳ· αὐτὸν δὲ λῶεῖα τῶν χερῶν ἐστὶν·  
 οἰωνοῖσ' ἰτε παῶσι· διοὺς δὲ τελέθει τοβονλί·  
 ὅς οὐδὲν τα πρῶτα δμασθῆτων εἰσαρτε·  
 ἀτρεΐδης τε ἀραξ ἀρδρῶν καὶ διοὺς ἀχιλλῆος·  
 τίς τὰρ σφωε θεῶν, εἰ δὲ ξιῶ ἐηκε μάχουσαι·  
 λητὸν δὲ καὶ διοὺς υἱὸς· ὁ γὰρ βασιλῆϊ χολωθεὶς,  
 μόνον ἀράσθρα τὸν ὄρσε κακίῳ· οὐκ ἐκορτοῖσσι  
 οὐνεκα τ' ἔχρ' ὄσθ' ἰητὴ μὲν ὄσθ' ἰητὴρα  
 ἀτρεΐδης· ὁ γὰρ ἦλθε βοῶσ' ἐπιμῆσ' ἀχαίῳ  
 λῦσέ με πρότερον γὰρ φέρων ἴα σερφὸσ' ἀποιμα·  
 σέ με ματ' ἔχωρ ἐπιχρῆσ' ἰκνυρόλον ἀπόλλωνος  
 χρῦσέω ἀράσθ' ἰητὴρ, κ' ἐλίσσετο παρ' ἰητ' ἀχαίῳ·  
 ἀτρεΐδα δὲ μάησθ' ἀδωκοσμητορελαῶν·  
 ἀτρεΐδαί τε δ' ἄλλοι σὲ κηρῶν μῖδης ἀχαίῳ·  
 ἢ μὴ μὲν θεοὶ διοὺς ὄλνμ' ἰητ' ἀδωμ' ἔχοντ',  
 ἐκπερσαι πειάμοιο πόλιν· ὅσ' διοὺς καδὲ κίεσθ'·  
 παῖδα δὲ μοῖλ' ἰητ' ἀίλην· τὰ δ' ἀποιμα δέχεσθ'·  
 ἀλόμενοι διοὺς υἱὸν ἐκνυρόλον ἀπόλλωνος·  
 ἐμ' ἄλλοι μὲν παρ' ἰητ' ἐπεφῆμ' ὄσθ' ἀχαίῳ·





Homer, Ilias, in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts mit Miniaturen von Francesco Rosselli. Florenz, Biblioteca Medicea Laurenziana, Plut. 32.4, fol. 43r.  
[https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a8/Homer%2C\\_Iliad%2C\\_Florence%2C\\_Plut.\\_32.4.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a8/Homer%2C_Iliad%2C_Florence%2C_Plut._32.4.jpg)

verleihen. Achill habe, so entgegnet er Agamemnon (1, 148–172), nicht nur den größten Beitrag geleistet, wenn Misserfolge abgewehrt und Erfolge gefeiert wurden, nein, er habe darüber hinaus stets akzeptiert, deutlich geringere Ehrgeschenke als Agamemnon dafür zu erhalten. Und schließ-

lich habe er all das getan für einen Krieg, in dem es gar nicht um seine eigenen Interessen gehe. Ihm hätten die Troer ja überhaupt nichts getan. Er, seine Männer und all die Anderen kämpften ausschließlich für Agamemnon und dessen Bruder, um nach dem Raub der Helena deren Ehre wieder herstellen zu können. Um es zeitgemäß auszudrücken: Zehn Jahre habe Achill exzellente Arbeit für die Interessen seines Chefs geleistet, für ein Unternehmen, das ohne Achill, dem mit Abstand besten Mitarbeiter<sup>8</sup> des Unternehmens, längst insolvent gegangen wäre. Während sich zugleich der Chef immer weiter bereichert, gibt sich Achill mit wenigen geringen Bonus-Zahlungen zufrieden. Und nach all dem fordert der Chef plötzlich, dass dieser beste Mitarbeiter eine seiner wohlverdienten Bonus-Zahlungen ihm, dem Chef überlassen solle. Und nicht nur das. Der Chef kommentiert den darauf erfolgenden Unmut des Mitarbeiters wie folgt: „Was kümmert es mich, wenn Du jetzt sauer bist. Kündige doch, wenn Du willst, wir kommen auch ohne Dich bestens klar.“<sup>9</sup> Das ist letztlich die Situation, in der sich Achill wiederfindet und wie wir sie auch noch als späte Hörer oder Leser nachvollziehen können. Denn es geht um etwas Allgemeines: Um fehlende Anerkennung, um fehlende Dankbarkeit, um abgesprochene Geltung. Erst wurde sich an der Leistung bereichert, dann wird das Leistungsvermögen verhöhnt. Der Zorn des Achill, das lässt Homer uns erkennen und spüren, ist gerechtfertigt. Damit haben wir die Eintrittskarte in die Geschichte gelöst. Denn mit dem Nachvollzug der Überlegungen und Entscheidungen ist die Distanz zum fernen und legendären Helden überwunden, wir können uns zu einem wesentlichen Teil mit ihm identifizieren.

## Verengung des Blicks durch den Zorn

Sobald dies gelungen ist, führt uns Homer immer wieder beiläufig vor Augen, dass der Zorn zwar gerechtfertigt ist, Achill damit aber letztlich sei-

8 Vgl. auch das schöne Bild bei Gustav Adolf Seeck, Homer. Eine Einführung. Stuttgart 2004, S. 105.  
 9 Agamemnon sagt in der Ilias (1, 173–175): „Fahre nur ab, wenn der Mut dich drängt, Ich werde dich nicht bitten um meinewillen zu bleiben. Bei mir sind noch andere, die mich ehren werden.“

nen eigenen Zielen im Weg steht. Achill sehnt sich nach den Kämpfen (1, 488–492), er möchte Teil des Kriegsgeschehens sein, denn im Kampf hat er sein bestes Können, seine *Arete*, und diese möchte er entfalten. Der Verwirklichung seines besten Potenzials steht er selbst mit seinem Zorn nun im Wege. Homer lässt uns daran teilhaben, wie Achill in den folgenden Kriegstagen im Zelt sitzt und Lieder singt von Heldentaten vergangener Zeit (9, 185–189) und wie er anschließend wehmütig auf dem Deck seines Schiffes steht und auf die verlustreichen Kämpfe blickt (11, 599–601). Er wird ungeduldiger und sein Bestreben, sich im Kampf zu messen, mächtiger. Doch sein Stolz steht ihm im Weg. Am deutlichsten führt uns Homer im neunten Buch vor Augen, wie verboht und fehlgeleitet Achill ist: Agamemnon sieht mittlerweile seinen Fehler ein, denn die Konsequenzen seines unüberlegten Handelns sind nun spürbar. Ohne Achill droht der Kampf gegen die Troer verloren zu gehen. Also möchte Agamemnon über prominente Vermittler Achill nicht nur anbieten, ihm sein Ehrsgeschenk wieder zurückzugeben, sondern stellt darüber hinaus weiteren Reichtum, Ehrsgeschenke und Macht in Aussicht, wenn sich Achill bereit erklärt, wieder in das Kampfgeschehen einzugreifen. Ein größeres Eingeständnis seines Fehlers, ein größeres Bekenntnis zu Achills Unersetzbarkeit ist eigentlich kaum möglich. Mit der Absegnung dieses Angebots durch den weisen Nestor gibt uns Homer auch den Hinweis, dass dies ein angemessenes, ein vernünftiges Angebot ist (9, 163–164). Die zu Achill geschickten Bittsteller Odysseus, Phönix und Aias überbringen aber nicht nur dieses üppige Angebot des Agamemnon, sondern liefern weitere Argumente, die nicht nur die materielle Ebene betreffen, sondern auf Achills Wertvorstellung zielen. Die Boten verweisen auf die Werte des Vaters, führen Vergleiche zum Handeln seiner göttlichen und heroischen Vorbilder an, vermitteln ihm die ausweglose Situation des griechischen Heeres, versichern ihm die Verehrung aller Kämpfer, stellen ihm in Aussicht, gerade jetzt sein

Ziel erreichen zu können, Hektor zu schlagen, da dieser sich nun endlich einmal auf das Schlachtfeld wagte.

Es werden ihm die Konsequenzen seines Nichteingreifens deutlich vorgeführt: Die drohenden Verluste seien unumkehrbar, er werde ewig Reue in sich tragen und, wenn er noch länger wartet, werde der ganze Krieg nicht mehr zu gewinnen sein. Insbesondere vor dem Hintergrund seines eigentlichen Ziels, nämlich eine entscheidende Rolle in diesen Kämpfen zu spielen, sind das schlagende Argumente.<sup>10</sup> Homer führt uns nun mit der Reaktion des Achill auf die Bittgesandtschaft vor, wie verengt dessen Denken mittlerweile ist. Alles dreht sich für ihn um den Gedanken an die Bloßstellung durch Agamemnon: *denn es war ja kein Dank da*, erwidert er Odysseus (9, 316) und listet wieder all seine eigenen Leistungen im bisherigen Krieg als Kontrast zu der Unverschämtheit des Agamemnon auf. Dass dieser nun reut, reicht Achill offenbar nicht. Agamemnon solle angemessen büßen.

## Zorn und Willensschwäche

Denn Zorn dürrt nach dem Schmerz des Verursachers. Der Gedanke daran bereitet dem Zürnenden Freude. Achill beschreibt es rückblickend selbst treffend: „Der Zorn, der aufreizt auch den Vielverständigen, dass er heftig wird, der viel süßer als Honig, wenn er hinuntergleitet, in der Brust der Männer aufschwillt wie Rauch“ (18, 108–110). Dieses Genusspotenzial des Zorns verengt den Blick des Zürnenden auf die Rache, so dass dieser das aus den Augen verliert, was für ihn wirklich und nachhaltig gut, richtig und glücksbringend ist. Homer zeigt, wie wirkungslos und unwichtig Einsichten in dem Moment des Zürnens werden, die eigentlich für Achills Leben

---

<sup>10</sup> Hinzu kommen noch die reichen Gaben, die Agamemnon anbietet. Doch das Streben nach Reichtum ist bei Achill nicht stark ausgeprägt.

leitend sind. Achill gibt Aias zu verstehen, dass die vorgebrachten Argumente auch gute Argumente sind: „Alles scheint es, hast Du mir irgendwie aus dem Sinn gesprochen. Aber mir schwillt das Herz vor Groll, wann immer ich denke an diese Dinge, wie er mir Schimpf antat vor den Argaiern, der Atreus Sohn, so wie irgendeinem ehrlosen Zugewanderten.“ (9, 645–648) Achill nimmt die Argumente wahr, doch sie bleiben für ihn abstrakt. Sie werden nicht handlungsrelevant, weil der Gedanke an das Unrecht und die Aussicht auf Vergeltung alles verstellt. Aristoteles wird Jahrhunderte später in seiner Philosophie der Willensschwäche<sup>11</sup> zeigen, wie beim unbeherrschten Handeln die konkrete Aussicht auf Lustgewinn andere Einsichten abstrakt werden lässt. Handlungsleitend ist jedoch auch beim Willensschwachen immer eine Erkenntnis bzw. ein Gedanke. Dass auch für Homer dem Handeln, Fühlen und Streben eine Erkenntnis vorausgeht, macht er deutlich, wenn er Achill sagen lässt, dass ihn der Zorn packt, sobald er an die Entehrung durch Agamemnon denkt. Und da er kaum an etwas anderes denkt, bleibt der Zorn auch vital. Achill ist nicht einem Gefühl passiv ausgesetzt. Vielmehr kreist sein Denken um die Entehrung. Er führt sich aktiv immer wieder die Vorstellungen seiner eigenen Leistungen vor Augen und erinnert die ungerechten Worte des Agamemnon, die diesen Leistungen nicht nur die Anerkennung verweigerten, sondern sie regelrecht entwerteten. Dieses immer wieder um das Unrecht kreisende Denken führt zum Zorn, der Zorn dürstet nach Rache und alles andere, was bisher für ihn bedeutsam war, wird hintangestellt. Diese anderen Überlegungen und Einsichten werden zwar rational als richtig bewertet, aber sie sind für ihn nur abstrakt richtig, sie führen nicht zu Handlungen. Es ist wie bei einem Raucher, der weiß, dass Rauchen nicht gut für ihn ist und es immer wieder trotzdem tut.

---

11 Vgl. Aristot. EN 1145b8–1147b19.

12 Vgl. Aristot. EN 1147a18–24.

Auch der Raucher liest und versteht die Warnhinweise auf den Zigarettenpackungen, kann sie auch nacherzählen, doch sie bleiben für ihn abstrakt. Aristoteles vergleicht diese abstrakten Einsichten mit der Rede eines Schauspielers, der auch ohne konkrete Einsicht einen für ihn verständlichen Text fehlerfrei rezitieren kann.<sup>12</sup> Sein Handeln kann er nicht an den Inhalten des Textes ausrichten, weil er sie nicht konkret versteht. Die Aussicht auf die süße Vergeltung des Zorns dominiert Achills Handeln und lässt alles andere in den Hintergrund rücken. Auch Poseidon bemerkt diese Blindheit des Achill, wenn er im Anblick des drohenden Untergangs des griechischen Heeres Agamemnon zur Seite tritt und ihm Mut zu machen sucht. Dabei erwähnt er, wie Achill gar kein klares, richtiges Denken mehr besitzen kann, wenn dieser sich tatsächlich über das Elend der Griechen so sehr zu freuen vermag (14, 139–141).

## Verfehlung der eigentlichen Ziele

Indem uns Homer nicht nur das aus dem Zorn hervorgehende schädliche Verhalten vor Augen führt, sondern auch die Gründe aufzeigt, sensibilisiert er den Hörer dafür, seine eigentlichen Ziele nicht aus dem Blick zu verlieren. Der Zorn, der am Anfang noch gerechtfertigt ist, wird zu einem schadensbringenden Zorn, wenn ihm das Maß fehlt und er dadurch den eigentlichen Zielen im Weg steht. Das erleben wir Leser und Hörer der *Ilias* mit. Gerade weil die Konsequenzen so schrecklich sind, bleibt uns im Gedächtnis, wie schnell aus einem nachvollziehbaren Empfinden der Ungerechtigkeit ein Verhalten werden kann, das uns selbst daran hindert, unser bestes Können zu entfalten und das zu tun, was uns glücklich macht, also unseren eigenen wahren Zielen, die eben in der Entfaltung unserer Potenziale liegen, im Wege steht. Achill bringt die Sinnlosigkeit des Zürnens nach dem Tod seines treuesten Gefährten selbst auf den Punkt.

Die Ziele seines Zorns hat er zwar mittlerweile erreicht: Den Griechen droht die Niederlage, Agamemnon selbst ist verletzt und reut und das ganze Heer erkennt, dass Achill wirklich unverzichtbar ist. Doch die Ziele des Zorns werden dann zur Gefahr, wenn sie den eigenen, eigentlichen Zielen und Werten im Weg stehen. „Was nützt mir das alles, wo mir mein Gefährte Patroklos zugrunde ging,“ (18, 80) jammert er nun. Und noch deutlicher trifft ihn die schmerzhafteste Einsicht in die Konsequenzen seines Rückzugs: „Sondern sitze bei den Schiffen, eine nutzlose Last der Erde, ich, der ich doch so beschaffen bin, wie kein anderer der Griechen“ (18, 104–106). Achill sieht nun klar, dass er, dessen bestes Können im Kampf liegt, all sein Potenzial im sinnlosen Herumsitzen vergeudet habe. Der Zorn verengt den Blick und droht den Fokus auf ein falsches, d. h. schädliches Ziel zu legen. Und der Zorn wächst und wird handlungsleitend, je mehr man sich den um das Unrecht kreisenden Vorstellungen hingibt.

In der *Ilias* lassen sich viele Tragödien ausmachen, in denen Homer uns erstaunlich deutlich jeweils die Fehler und damit das eigene Zutun der jeweiligen Protagonisten an ihrem Scheitern vor Augen führt. Im Mittelpunkt steht natürlich Achills folgenreiche Fokussierung auf die Entehrung. Aber auch Agamemnons unbedachte Rücksichtslosigkeit („der mag dann zürnen, zu dem ich komme! – doch wahrhaftig, das können wir auch später noch einmal bedenken“ 1, 139–140) gegenüber seinem Gefolge wird später sowohl von Agamemnon selbst als auch von Nestor als folgenreicher Fehler gekennzeichnet (9, 96–120). Ebenso wird Patroklos, der sich im Erfolgsrausch und in Rage allen Mahnungen und Warnungen des Achill widersetzt, Opfer der Verengung seines Blicks. Homer kommentiert dessen Tod wie folgt: „Patroklos aber rief den Pferden zu und dem Atomedon und ging den Troern und Lykiern nach und wurde groß verblendet. Der Kindische! Denn hätte er das Wort des Peliden bewahrt, ja, er wäre entronnen der Göttin, der schlimmen, des schwarzen Todes.“ (16, 684–687)



Iliad VIII 245-253 in codex F205 (Milan, Biblioteca Ambrosiana), late 5th or early 6th c. AD Taken from [http://www.lgpn.ox.ac.uk/image\\_archive/mss/mss2.html](http://www.lgpn.ox.ac.uk/image_archive/mss/mss2.html)  
[https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/0d/Iliad\\_VIII\\_245-253\\_in\\_cod\\_F205%2C\\_Milan%2C\\_Biblioteca\\_Ambrosiana%2C\\_late\\_5c\\_or\\_early\\_6c.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/0d/Iliad_VIII_245-253_in_cod_F205%2C_Milan%2C_Biblioteca_Ambrosiana%2C_late_5c_or_early_6c.jpg)

## Hektors Tragödie

Auch beim Scheitern Hektors wird sein eigener Anteil erstaunlich deutlich hervorgehoben. Mit der Weitsicht des Polydamas liefert Homer eine Folie, vor der die Gründe des Scheiterns prägnant hervortreten. Denn die Szene zwischen Polydamas – dem klugen Ratgeber der Troer – und ihrem wichtigsten Kämpfer Hektor, bietet das prägnante Gegenstück zum verengten Blick des Zornigen. Wir befinden uns im 18. Buch. Achill hat soeben vom Tod des Patroklos durch Hektor erfahren und entschieden, nun wieder selbst in den Kampf einzusteigen und Rache an Hektor zu nehmen. Sein Aufschrei dringt so klar und erkennbar bis zu den Troern vor, dass es ihnen in die Glieder fährt, deren Mut verwirrt und deren Ordnung durcheinanderbringt. Der frühzeitige Untergang der Sonne verhindert das Weiterführen der Kämpfe. Die Troer versammeln sich. Homer beschreibt den Anfang wie folgt: „Aufrecht im Stehen geschah die Versammlung, und keiner wagte, sich niederzusetzen, denn alle hielt ein Zittern, weil Achilleus

erschieden war.“ (18, 246–248). Diese Reaktion, die das Aufscheinen des Achill auf dem Schlachtfeld auslöst, macht noch einmal deutlich, wie wirkmächtig der Entschluss des Achill wirklich war, als er im Streit mit Agamemnon entschied, den Kämpfen fortan fernzubleiben, und wie törricht Agamemnon gewesen sein muss, diesen berüchtigten Krieger zunächst zu bedrohen und ihn dann auch noch als entbehrlich für sein Vorhaben zu erachten. Es gibt also schlechte Neuigkeiten für die Troer: Achill kämpft nun wieder mit. Was tun? Nun tritt der besonnene, Hektor stets klug beratende Polydamas hervor. Homer führt ihn in dieser Szene folgendermaßen ein: „Und unter ihnen begann Polydamas, der verständige, mit den Reden, denn dieser blickte allein voraus wie auch zurück.“ (18, 249–258)

## Die Weitsicht des Polydamas

Polydamas wird als verständig beschrieben, weil er der einzige ist, der *nach vorn und nach hinten* zu blicken vermag. Was das auch heißen kann, wird vor dem Hintergrund der Fehler Achills und Agamemnons deutlich. Denn während Achill mit seinem Blick in der Vergangenheit, in dem ihm zugeführten Unrecht verharrte, sich der Vorstellung der Entehrung immer wieder hingab und dadurch regelrecht blind für die Folgen, blind für das Erlangen seiner eigentlichen Ziele, *blind also für all das Kommende*, für das vor ihm Liegende wurde, ist es bei Agamemnon und Hektor genau umgekehrt: Beide lassen sich blenden von den Verheißungen der Zukunft *ohne das Vergangene miteinzuberechnen*. Agamemnon lässt sich vom Zeus-Traum täuschen, ohne zu beachten, dass das Ausscheiden des Achill in dem Traum völlig ausgeblendet wird. Er ist darüber hinaus derartig auf die Nachhaltigkeit seiner Vormacht-

stellung fixiert, dass er das von Achill bereits geleistete komplett ignoriert und damit dessen Wert unterschätzt. Er ist nicht in der Lage, aus dem Vergangenen auf Zukünftiges zu schließen. Hektor wiederum ist so berauscht von der gegenwärtigen Lage und der Aussicht auf einen lang ersehnten Erfolg, dass er Achills Wiedereintritt in den Krieg als miteinzuberechnende Komponente vollständig außer Acht lässt. Polydamas hingegen hat den Rundumblick, hat den Weitblick, er sieht nach hinten und nach vorn, d. h. er nimmt die wesentlichen Komponenten der Vergangenheit in den Blick und zieht die richtigen Schlüsse. Das ist genau der entgegengesetzte Zustand zu dem auf die Vergangenheit fokussierten und damit vollkommen verengten Blick des Achill. Dieser Polydamas also tritt nun vor die Troer und redet, wie Homer kommentiert, mit rechtem Sinn (ἔυφρονέων): klug und wohlwollend. Dabei zieht er alle relevanten Aspekte mit in seine Überlegungen mit ein.

In anderen Worten sagte er: „Ja, wir hatten in den letzten Tagen enorme Erfolge zu verzeichnen und konnten bis zu den Schiffen der Griechen vordringen. Solange Achill nicht mitkämpfte, war dieses Vordringen auch klug und sinnvoll. Doch jetzt muss mit in Betracht gezogen werden, dass Achill wieder dabei ist, und zwar in vollem Tatendrang; und er werde es nicht bei einem Kampf in der Ebene belassen, er werde bis zur Stadt vordringen, so dass auch unsere Frauen bedroht sein werden. Wenn wir hierbleiben, wird mancher von uns Achill kennenlernen (εὔ νύ τις αὐτὸν γνῶσεται).<sup>13</sup> Achill kennenzulernen heißt: Zu erfahren, wer dieser Kämpfer wirklich ist, was ihn ausmacht, und ihm in Vollendung, in Verwirklichung seines Potenzials zu begegnen. Deshalb rät Polydamas zum Rückzug in die sichere Festung Trojas. Hier wären die Troer gut gerüstet, wie sie in den zehn Jahren zuvor die Stadt auch erfolgreich verteidigen konnten. Denn die Festung zu stürmen vermöge auch ein Achill nicht.

13 Vgl. die ganze Rede im Wortlaut: 18, 254–283.

## Blendung durch Sehnsucht und Hoffnung

Wie reagiert nun Hektor? Er illustriert zunächst die Leiden der vergangenen Jahre und präsentiert diese vor der Folie eines vergangenen Ruhms (18, 285–293). Das ist schon immer und bis heute eine besonders beliebte populistische Strategie der Überzeugung und Überrumpelung: Die Gegenwart klein zu machen und eine ruhmreiche, strahlende Vergangenheit dagegenzuhalten, ohne die veränderten Bedingungen, ohne verschiedene Aspekte und Perspektiven zu thematisieren. Allein die Sehnsucht nach altem Glanz vor dem aufgezeigten und in tristem grau ausgemalten Elend der Gegenwart blendet die Fragen nach Umsetzbarkeit und Folgen der notwendigen Maßnahmen aus. Man denke nur an Donald Trumps düstere Inaugurationsrede vom 20. Januar 2017: Die Vergangenheit war groß, unsere Gegenwart ist trist und klein. Allein der Kontrast, wenn er nicht hinterfragt wird, kann die Sehnsucht wecken, demjenigen zu folgen, der verspricht, die Zuhörer aus dem eben vor Augen geführten Elend zu führen und sie wieder groß werden zu lassen.

Hektor wendet sich nun konkret an Polydamas: „Doch jetzt, da mir verlieh der Sohn des Kronos, des krummgesonnenen, Ruhm bei den Schiffen und ans Meer die Achaier zu drängen. Törichter! Lass nicht diese Gedanken mehr sehen in dem Volke! Keiner der Troer wird dem folgen; denn ich lasse es nicht zu!“ Eine differenzierte Lagebesprechung soll folglich unterbunden werden. Denn das Abwägen und das Bedenken könnte zum Zögern führen. Hektors Blick ist eingeeignet auf die Aussicht auf den Sieg. Nur diese Hoffnung soll dem Gefolge präsent sein. Handlungsrelevant wird sie dann, wenn sie nicht als Hoffnung, sondern als einziger Ausweg aus einer gegenwärtig unerträglichen Lage präsentiert wird. Genau das ist auch Hektors Strategie: Er zeichnet die Gegenwart als nicht mehr hinzunehmende Situation, er verkündet als Ziel eine Interpretation einer strah-

lenden Vergangenheit, deren Wiederherstellung alternativlos sei. Und er macht aus der Hoffnung eine Verheißung, indem er alles Relativierende ausblendet und nur auf das fokussiert, was die Hoffnung stützt, nämlich auf den Erfolg der vergangenen Tage! Der Gedanke, dass sich die Bedingungen mit dem Eintritt Achills vollständig verändert haben, wird verdrängt. Das ist manipulierende Rhetorik par excellence. Hektor scheint dabei jedoch nicht nur sein Volk, sondern vor allem sich selbst zu adressieren: Er manipuliert sich mit diesen Gedanken selbst. Er spricht sich Mut zu, indem er sagt: „Allen gemein ist Ares, und auch den Tötenden tötet er!“ (18, 309) Er setzt lediglich auf Kriegsglück, auf allgemeine Wahrscheinlichkeiten: Ares, der Gott des Krieges, sei allen gleich gesinnt, und auch wenn jemand eine Zeit lang erfolgreich im Krieg war, so werde dessen Glück nicht ewig anhalten. Mit anderen Worten: Bei aller Stärke, auch ein Achill müsse irgendwann einmal den Kürzeren ziehen. Das ist natürlich alles andere als ein starkes Argument. Dass ein einzelner Mensch nicht ewig und immer siegen kann, ist eine Einsicht, die die eigene Haltung prägen kann, um eigenen Übermut und Hybris zu vermeiden. Aber in einer konkreten Situation, die auch andere Wege zulässt, deren Erfolge sich mit verschiedenen Wahrscheinlichkeiten belegen lassen und bei der das Folgen des falschen Weges fatale Folgen hätte, sollte eine solche allgemeine Einsicht nicht die einzige handlungsleitende Maxime sein. Polydamas machte es deutlich: Es geht hier nicht allein um die Kämpfer und um Achill. Denn wenn sie verlieren, wäre die ganze Stadt geschwächt und in höchster Not.

## Die Psychologie der Massen

Doch wie wird Hektors Antwort auf Polydamas aufgenommen? Homer kommentiert die Reaktion wie folgt: „die Troer lärmten ihm zu, die Tö-

## Die Konfrontation mit der Realität

richten! Denn benommen hatte ihnen die Sinne Pallas Athene: Denn dem Hektor stimmten sie zu, der Schlechtes riet, dem Polydamas aber keiner, der guten Rat bedachte“ (18, 310–313). Die Gefolgsleute Hektors neigen offenbar dazu, vorschnell zu urteilen und sich emotional anstecken zu lassen: Erst reicht ein einziger Schrei, um sie zum Zittern zu bringen, dadurch zu lähmen und handlungsunfähig zu machen. Dann wiederum genügt die Erwähnung des alten Ruhms, um die Sehnsucht über alle Bedenken zu stellen. Sie, die Tore, wie Homer singen lässt, lassen sich unüberlegt auf die Bilder ein, die die Rede Hektors erzeugt, und die Konsequenz ist die Behinderung des abwägenden Denkens – oder wie Homer sagt: die Beraubung der Sinne (*phrenes*) durch Athene.

Am nächsten Kampftag bestätigt Hektor erneut, dass seine ganze Hoffnung auf wackligen Beinen steht: „Fürchtet nicht den Sohn des Peleus! Auch ich könnte mit Worten auch mit Unsterblichen kämpfen; mit der Lanze ist es schwer, da sie wahrhaftig viel stärker sind. Auch Achilleus wird nicht allen Reden die Vollendung bringen, sondern das eine vollenden, das andere auch halbwegs abbrechen“ (20, 366–370). Zum einen seien es demnach nur Worte, die Achill von sich gibt, zum anderen sei es unmöglich, dass Achill alles gelinge. Auch er werde einmal scheitern. Das ist die ganze Grundlage seiner Hoffnung und der Kern seiner „Strategie“ für seine Mitkämpfer – ähnlich bedenklich wie, wenn die Taktik eines Fußballtrainers vor einem wichtigen Spiel allein aus dem Leitgedanken bestünde, dass der Gegner auch nur mit Wasser koche. Hektor nimmt also keine Rücksicht auf die besonderen, schon oft unter Beweis gestellten Qualifikationen des Achill, keine Rücksicht auf die spezifischen Bedingungen und wägt nicht Stärken gegen Schwächen ab – verhängnisvoll für diejenigen, die ihm blind folgten.

Wie unbrauchbar die Gemeinplätze Hektors für das konkrete Kampfgeschehen sind, offenbart dann das Aufeinandertreffen der beiden Kämpfer. Die Troer haben mittlerweile Achills Stärke opferreich „kennenlernen“ müssen und diejenigen, die fliehen konnten, wurden vom trojanischen König wieder in die Burg gelassen. Hektor lässt sich jedoch nicht überreden, hinter die Mauern der Festung zu fliehen. Tut er dies, weil er an den Sieg gegen Achill glaubt? Mitnichten. Er bleibt vor der Burg, weil er sich schämt. Hektor spricht zu sich selbst: „O mir, ich! Wenn ich in Tore und Mauern tauche, wird Polydamas mich als erster mit Schimpf beladen, er, der mich mahnte, die Troer zur Stadt zu führen in dieser verderblichen Nacht, als sich erhob der göttliche Achilleus. Aber ich bin nicht gefolgt – freilich, es wäre viel besser gewesen! Jetzt aber, da ich das Volk verdarb durch meine Vermessenheit, schäme ich mich vor den Troern und schleppgewandeten Troerfrauen, dass nicht ein anderer einst sagte, ein schlechterer als ich: ›Hektor vertraute auf seine Gewalt und richtete das Volk zugrunde!‹“ (22, 99–107) Wie bei Achill und Agamemnon das Eingeständnis des Fehlers erst erfolgte, als die Folgen des verengten Blicks nicht mehr bloß abstrakt, sondern ganz konkret und offenkundig vor Augen standen, kommt auch hier Hektor angesichts seiner drohenden Niederlage zur Einsicht: ‚Ich bin dem Rat des Polydamas nicht gefolgt – obgleich es viel besser gewesen wäre.‘ Wie leer die Worte waren, mit denen er zuvor sich und seine Leute zum offenen Kampf ermunterte, erfahren wir wenige Zeilen später: „Doch da kam ihm nahe Achilleus, Hektor als er es sah, erfasste ein Zittern, und er ertrug es nicht mehr, dort zu warten, und hinter sich ließ er die Tore, schritt aus und floh!“ (22, 137–138) Eben tönte er noch: Achill werde auch einmal verlieren, Achill sei nur groß im Künden und müsse sich erst einmal im Kampf gegen uns

bewähren und der Kriegsgott werde nicht immer denselben siegen lassen. In dem Moment, in dem die Konfrontation konkret ist, wird offenbar, wie an sich gültige Sentenzen als hohle Phrasen missbraucht werden, wenn sie dazu dienen sollen, oberflächliches Meinen zu stützen und den möglichen Blick auf Unterschiede in der Realität auszublenden.

## Von der Alternativlosigkeit des Handelns im Zorn

Nach drei Runden um die Stadt wird Hektor von Achill gestellt. Während Hektor noch versucht, Regeln für den Umgang nach dem Kampf auszuhandeln, offenbart Achill, was Zorn mit einem Menschen macht: Der Blick ist nur gerichtet auf die Rache, alles andere, alles Abwägende, alles Relativierende, alles Bedenkende wird beiseitegeschoben: „Hektor, rede mir, Verruchter nicht von Übereinkunft! Wie zwischen Löwen und Männern kein verlässlicher Eidschwur sein kann und auch nicht Wölfe und Lämmer einträchtigen Mutes sind, sondern fort einander Böses sinnen, so kann es für mich und dich keine Freundschaft geben und können keine Schwüre uns sein, ehe nicht einer von uns gefallen.“ (22, 261–266) Achill erklärt sein Verhalten als naturrechtlich begründet. Im Zorn sind Übereinkünfte nicht denkbar. Das Verhältnis des Zürnenden zum Gegenstand seines Zorns ist ähnlich dem des hungrigen Wolfs zum Lamm. Dass diese Regeln nicht mehr gelten, wenn der Zorn abgeklungen ist, zeigt das Ende der *Ilias*. Achill ist nach langer Schändung des Leichnams bereit, der Bitte des Priamos, des Vaters Hektors, den Leichnam freizugeben, nachzugeben. Sein Blick ist wieder geweitet und er erkennt die Bitte als eine göttliche Bitte an (24, 560–566), d. h. er erfasst ihre Inhalte als rechtmäßig und vernünftig. Sein Zorn ist nicht mehr handlungsleitend, seine Gedanken kreisen nicht mehr ausschließlich das vermeintliche Un-

recht. Hektor ist für ihn nun nicht mehr nur das Lamm, der Brennpunkt des Zorns, der Mörder des Patroklos, sondern er ist für ihn jetzt auch als Sohn des Priamos erkennbar. Erst durch diese Weitung des Blicks nimmt er auch andere Richtlinien wahr, so dass dadurch – anders als im Zorn – Handlungsalternativen für ihn relevant werden. Er erkennt nun das Gesuch als eine angemessene Bitte eines Vaters an und ist bereit, die Bestattung seines Feindes zu unterstützen: „Sein soll Dir auch dieses, Greis Priamos! wie du es forderst. Aufhalten will ich den Kampf so lange Zeit, wie du es verlangst“ (24, 669). Mit dem Ende des Zorns des Achill ist auch die *Ilias* an ihr Ende gelangt.

## Fazit

Während in der *Odyssee* vor allem das übermäßige Streben nach sinnlichem Genuss und materiellen Gütern als Ursache des Scheiterns der Gefährten und Freier entfaltet wird, werden in der *Ilias* Ursachen, Symptome und Konsequenzen eines verengten Blicks durch ein übermäßiges Streben nach Anerkennung, Geltung oder Erfolg am Beispiel des Zorns des Achill, aber auch am Handeln anderer Helden ausführlich, intensiv und vielfältig ausgeleuchtet. Die Beseitigung glückshinderlicher Gewohnheiten stellt in der ethischen Bildung die Bedingung und damit den ersten Schritt zur Ausbildung und Entfaltung der eigenen Potenziale dar. Homer liefert mit seinen Epen Geschichten, die veranschaulichen, wie Menschen sich selbst durch ihre Gewohnheiten und Entscheidungen im Weg stehen, und die durch die drastischen Folgen für die Helden, mit denen wir mitfühlen, die Einsicht verinnerlichen, dass und wie bestimmte, uns nicht fremde Gewohnheiten und Verhaltensweisen uns auf dem Weg bei der Verfolgung unserer eigentlichen Ziele beeinträchtigen können.

# Zum Menschenbild in Herodots Kroisos-Erzählung

## *Das Solon-Kroisos-Gespräch, Kroisos' Atys-Traum und die Orakelsprüche*

– Von Michael Krewet –

### Einleitung

Im Vergleich mit Thukydides wird Herodot oft die Tiefe einer methodisch durchdrungenen Geschichtsschreibung abgesprochen. Herodot sei eher der begnadete, ja geniale Erzähler. Um seine Erzählungen mit Spannung zu versehen, habe er dem Evozieren dieser vieles, um nicht zu sagen alles Andere – selbst eine konzeptionelle Konsistenz und Stringenz in der Analyse der Ursachen

für das historische Geschehen – untergeordnet.<sup>1</sup> Es kann angesichts dieses Urteils kaum verwundern, dass Herodots Menschenbild, gerade weil er sich mythischer Erzählstrukturen bedient, insofern unter diese die archaische Verwobenheit von menschlichem und göttlichem Handeln gerechnet wird, im Vergleich mit einer an historischen Fakten orientierten Geschichtsschreibung späterer Historiographen als naiver, mythisch oder archaisch beurteilt wird.<sup>2</sup> Und betrachtet man Herodots Erzählungen, so scheint ihm ja tatsächlich ein Glaube an Wunder und an metaphysische Kräfte nicht abspreekbar zu sein.

Dieses Welt- und Menschenbild Herodots soll also nach verbreiteter Meinung eines seiner zentralen Charakteristika darin finden, dass das menschliche Handeln Eingriffen des Göttlichen ausgesetzt ist. Vielfach wird dem Menschen bei Herodot damit die Verantwortung für sein eigenes Entscheiden und Handeln abgesprochen, zumindest aber soll diese Verantwortung eingeschränkt sein. Zu oft erachte Herodot in seinen Erzählungen den Menschen den göttlichen Kräften noch völlig machtlos ausgesetzt.<sup>3</sup> Die Menschen scheinen ein Spielball für die Götter zu sein und ihrem Wirken keinen eigenen, selbstbestimmten Willen entgegenzusetzen zu können.

Ganz so einfach, wie dieses pauschale Urteil den Anschein erweckt, ist es allerdings nicht. So gibt es mittlerweile auch eine Fülle von Studien, die analysieren, wie Herodot zumindest in einzelnen

- 1 S. nur exemplarisch jüngst wieder: W. Will, Herodot und Thukydides. Die Geburt der Geschichte, München 2015, 186: „Die Tiefe Thukydideischer Analysen erreichte Herodot nicht, aber für ihn waren auch die Geschichten wichtiger als die Ursachen.“
- 2 Dass Thukydides' Methode als fortschrittlich begriffen wird, liegt daran, dass sie ‚Errungenschaften‘ des Historismus, deren Applikation in der heutigen Geschichtswissenschaft vertraut ist, vorzugreifen scheint. Zu diesen ‚Errungenschaften‘ gehören u. a. die Erforschung des Einzelnen und eine objektivierbare Methode. S. dazu ausführlich: J. Schulte-Altedorneburg, Geschichtliches Handeln und Tragisches Scheitern. Herodots Konzept historiographischer Mimesis, Frankfurt a. M. 2001, 5-42.
- 3 S. exemplarisch etwa: K. Roettig, Die Träume des Xerxes. Zum Handeln der Götter bei Herodot, Nordhausen 2010, 113: „Herodot konstruiert die Geschichten so, dass die Macht des Göttlichen insofern sichtbar wird, als sie vernünftiges menschliches Planen, selbstgewisses Rationalisieren und Meinen zuschande werden lässt.“ S. ähnlich auch: C. W. Fornara, Human History and the Constraint of Fate in Herodotus, in: J. W. Allison (Hg.), Conflict, Antithesis, and the Ancient Historians, Columbus 1990, 25-45, der Entscheidungsträgern in Herodots Historien einen freien Willen abspricht. Die Liste der Vertreter, die die gleiche oder eine ähnliche Meinung vertreten, ist lang (s. dazu auch Verf., Vernunft und Religion bei Herodot, Heidelberg 2017, 15ff).

seiner Erzählungen den Menschen durchaus verantwortlich für sein Handeln gezeigt hat.<sup>4</sup> Hinzu kommen Positionen, die Herodots Werk nicht nur unter Einfluss des archaisch-mythischen Denkens sehen, sondern auch von Zügen des sophistischen Denkens durchwoben, das sie – etwa anders als Gadamer<sup>5</sup> und andere – als ‚aufgeklärtes‘ Denken des 5. Jhdts. betrachten. In den Deutungen hat dies vielfach zur Konsequenz, dass man meint, Herodots Geschichtswerk präsentiere die archaischen und sophistischen Einflüsse – also zum einen das Wirken der Götter, das menschliche Handeln determiniert, und zum anderen die Verantwortung der Menschen – summarisch nebeneinander.<sup>6</sup> Summarisch nebeneinander wird beides aber betrachtet, weil sich göttliches

- 4 S. z. B. die Arbeit von H. Löffler, *Fehlentscheidungen bei Herodot*, Tübingen 2008, ferner: A. Schmitt, *Gibt es eine aristotelische Herodotlektüre?* in: B. Dunsch, K. Ruffing (Hg.), *Herodots Quellen – Die Quellen Herodots*, Wiesbaden 2014, 285-322; J. Schulte-Altedorneburg, *Geschichtliches Handeln (wie Anm. 2) oder auch Ch. Pietsch, Ein Spielwerk in den Händen der Götter? Zur geschichtlichen Kausalität des Menschen bei Herodot am Beispiel der Kriegsentscheidung des Xerxes (Hist. VII 5–19)*, in: *Gymnasium* 108 (2001), 205-221. S. zu weiteren Vertretern dieser Position: *Verf., Vernunft und Religion (wie Anm. 3)*, 6ff.
- 5 S. H. G. Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1990, z.B. 270. Zentral an Gadamers Position ist, dass er die Aufklärung im fünften Jhd. einhergehend mit Religion und auch (philosophischen) Mythen sieht, und gerade nicht – wie etwa bei Sophisten (man könnte an Protagoras denken) – in Trennung von Glauben und Vernunft. S. zu weiteren Vertretern dieser Position auch *Verf., Vernunft und Religion (wie Anm. 3)*, 26ff. (mit Anm. 38).



Croesus at the stake. Side A from an Attic red-figure amphora, ca. 500–490 BC. Louvre, Department of Greek, Etruscan and Roman Antiquities · [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kroisos\\_stake\\_Louvre\\_G197.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kroisos_stake_Louvre_G197.jpg)

Wirken auf den Menschen und menschliche Selbstbestimmtheit im aufgeklärten Denken der Sophistik auszuschließen scheinen. Rengakos spricht angesichts dieses Befunds konsequent von „dem rational nicht auflösbaren Ineinandergreifen göttlicher und menschlicher Motivation“,<sup>7</sup> die wir in Herodots Werk finden. Auch diesem Urteil zufolge bleibt Herodot damit ein Autor, der durch die ‚noch nicht‘ aufgeklärten Züge, die sein Geschichtswerk aufweist, in gewisser Hinsicht mythisch und archaisch von dem Geschehenen berichtet. Wenn man seine Art der Geschichtsschreibung dennoch ins Positive wenden möchte, so bleibt also u. a. übrig, ihn wegen seiner großen Erzählkunst zu loben. Der Spannung seiner Erzählungen wegen scheint Herodot solche Inkonsistenzen in Kauf genommen zu haben.

## Die Notwendigkeit des Geschehens aufgrund göttlichen Wissens

Schon seine erste große Narration über Kroisos scheint alle angeführten Urteile zu bestätigen. Das Folgende möchte nun gerade an diesem Beispiel einige Aspekte an dieser Position zu differenzieren versuchen, indem sie die Art der historischen Wirklichkeit, die Herodot darstellt, unter Berücksichtigung der genannten Spannungsfelder genauer in den Blick nimmt. Schon am Ende der Erzählung von Kandaules und Gyges (I, 13,2) gibt das delphische Orakel kund, dass den Hera-

kliden an dem fünften Nachkommen des Gyges eine Vergeltung zuteilwerde. Der fünfte Nachkomme ist Kroisos. Wenn Kroisos seine Herrschaft am Ende tatsächlich verliert, so scheint allein dieses Ende des Kroisos schon ausreichend Grund für die Annahme zu sein, dass das Ende des Kroisos von vornherein determiniert ist, das Göttliche Kroisos deshalb keine Wahl lässt. Das historische Geschehen, von dem Herodot in diesem Fall berichtet, scheint deshalb *notwendig*, so einzutreten. Die Notwendigkeit wird in diesem Fall gleichgesetzt mit einer Determination: Weil der Gott es *will*, verliert Kroisos am Ende seine Herrschaft. Kroisos selbst ist subjektiv unschuldig, weil der Gott und nicht er die Verantwortung für seine Niederlage trägt.

Das Folgende möchte nun keinesfalls argumentieren, dass das, was das Göttliche im Voraus weiß, nicht notwendigerweise eintritt. Es möchte aber zu denken geben, dass die Notwendigkeit, mit der göttliche Voraussagen sich in Herodots *Historien* bewahrheiten, auch in dem Wissen des Gottes und nicht in einem *Willen* des Gottes begründet sein können. Der Unterschied scheint klein zu sein, ist allerdings für die Möglichkeiten, die dem Menschen für ein selbstbestimmtes Handeln zugewiesen werden können, sehr groß. Es ist etwas Anderes, ob der Gott etwas *will* und diesen Willen gegen den menschlichen Willen durchsetzt – denn dann determiniert er –, oder ob der Gott nur *weiß*, wie der Mensch agiert. In diesem Fall kann er auch ‚lediglich‘ wissen, wie der Mensch seine Denk- und Entscheidungsvermögen frei aktualisiert. Er determiniert den Menschen aber durch das Wissen nicht.

Lesen wir Herodot genau, so formuliert das Göttliche durch die Stimme des delphischen Orakels interessanterweise gerade diesem Anspruch des genauen Wissens, der die Grenzen des menschlichen Wissens übersteigt. In den ersten Versen des Orakels, die Herodot in seinem Werk wörtlich zi-

6 S. z. B. die auch diesbezüglich verdienstvollen Studien von: A. Rengakos, Herodot, in: B. Zimmermann (Hg.), Handbuch der Griechischen Literatur der Antike. Erster Band, München 2011, 338-380 (z. B. 370: „Herodots Werk verrät auf jeder Seite seine Zugehörigkeit zur Schwellenzeit zwischen der sich zu Ende neigenden Archaik und der ‚Aufklärung‘ der zweiten Hälfte des 5. Jh.“) und J. Grethlein, How not to do History: Xerxes in Herodotus' *Histories*, in: *The American Journal of Philology* 130 (2009), 195-218.

7 S. A. Rengakos, Herodot (wie Anm. 6), 372.

tiert und denen damit eine besondere Bedeutung beizumessen ist, formuliert die Pythia, dass sie ein Wissen von der Zahl der Sandkörner und von den Maßen des Meeres besitzt. Sie verstehe sowohl die Stummen, als auch höre sie die, die nicht sprechen (I, 47). Das delphische Orakel ist damit nicht an die menschlichen Grenzen des Erkennens und Verstehens gebunden. Es kann vielmehr auch ein Wissen davon besitzen, was Menschen denken oder beabsichtigen, wenn letztere ihre Intentionen noch nicht artikuliert haben. Mehr sogar noch kann zumindest als Hypothese formuliert werden, dass das Göttliche, wenn ihm die Prädikate der Unsterblichkeit oder Ewigkeit zugewiesen werden, in seinem Erkennen nicht an eine zeitliche Diskursivität gebunden ist. Der Mensch kann das, was sich zukünftig ereignet, noch nicht erkennen. Wenn das Göttliche aber zeitlos und zeitungebunden ist, ist zumindest denkbar, dass es aus einem ewigen ‚Jetzt‘ auch das erkennt, was aus der endlichen Perspektive des Menschen als ein zukünftiges Geschehnis noch nicht zu erkennen ist. Kurz und gut: Denkbar ist also auch, dass das Göttliche ein solches, nur ihm mögliches Wissen über einen Orakelspruch artikulieren lässt – so z. B. dass Kroisos seine Herrschaft verliert, weil er Fehler begeht. Man kann diese Art der Notwendigkeit eines göttlichen Wissens auch an einem analogen Alltagsbeispiel erklären. Ich sehe etwa, dass mein Nachbar gerade läuft. Weil ich nun weiß und verkünde, dass er läuft, determiniere ich sein Verhalten aber nicht. Sondern meine Aussage beruht darauf, dass er sich selbst dazu entschieden hat zu laufen. Weil ich es *jetzt* sehe, dass er läuft, kann es sich nicht gleichzeitig anders verhalten, dass er nicht läuft. Meine Aussage trifft notwendigerweise das Geschehen, ohne dass die Notwendigkeit aber in etwas wie meinem Willen gründet. Die Notwendigkeit, mit der meine Aussage wahr ist, gründet allein in meinem Wissen davon, wie er sich frei entschieden hat, wobei sich seine Entscheidung in seinem Handeln, das ich erkenne, dokumentiert. Der Unterschied für eine solche Notwendigkeit, die auf

einem göttlichen Wissen beruht, liegt demgegenüber nur in der Grundannahme begründet, dass der Gott ewig und nicht an eine zeitliche Diskursivität gebunden ist. Dann nämlich kann gedacht werden, dass er alles Geschehen – auch das für uns Zukünftige – aus einem ‚Jetzt‘ erkennt, dementsprechend Aussagen trifft, deren Notwendigkeit in seinem Wissen gründen.<sup>8</sup>

## Aristodikos und die Kymaier bei Herodot

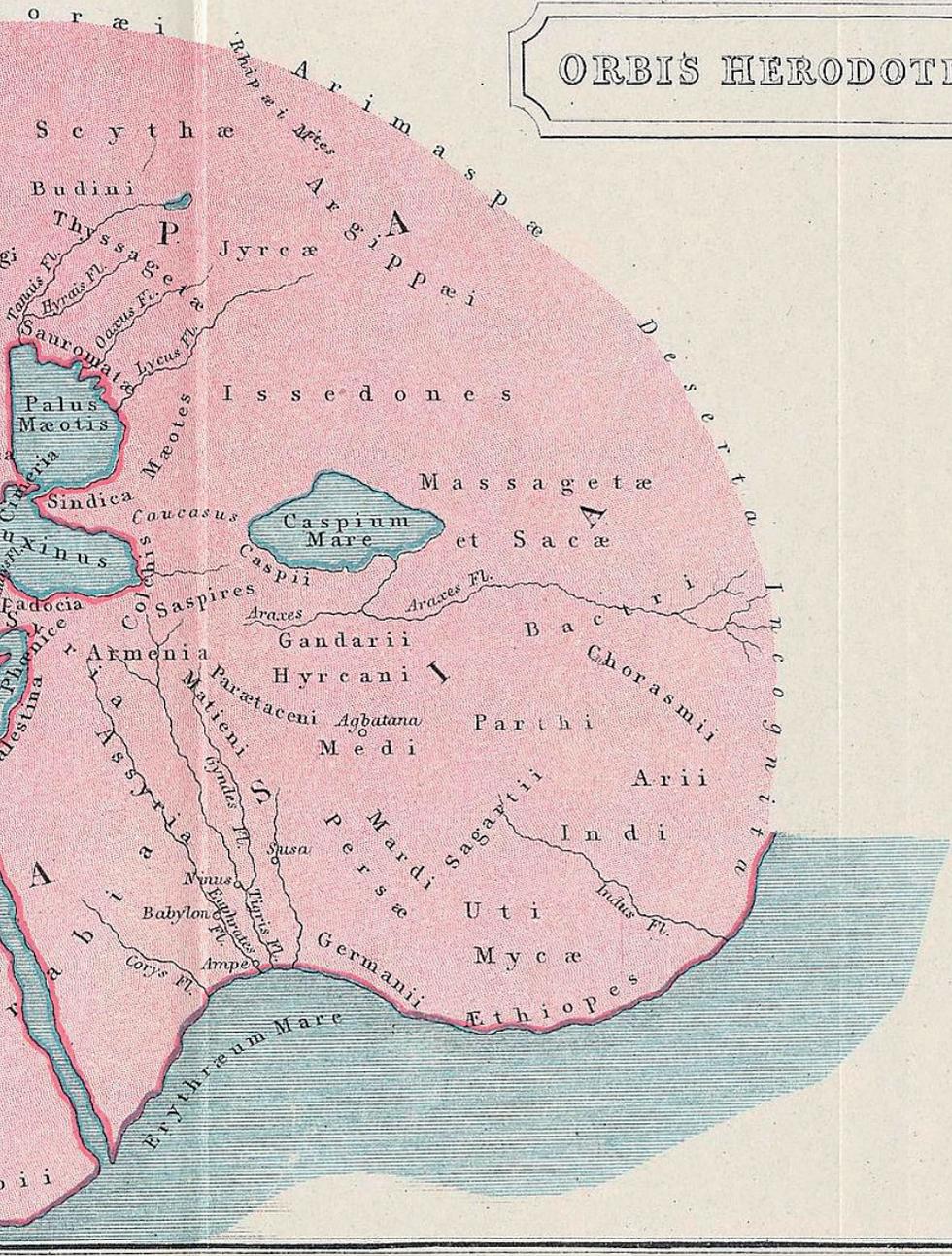
Hinzu kommen weitere Gesichtspunkte, die dem Interpreten Herodots zu denken geben müssen. Denn gerade dann, wenn das Göttliche einen Willen formuliert, stellt Herodot das menschliche Handeln wiederholt als klug dar, welches sich dem göttlichen Willen widersetzt. Das wäre aber nicht möglich, wenn der göttliche Wille determinierend auf den Menschen wirken könnte. Diese Darstellungen zeigen mithin nicht nur, dass der Mensch sich nach Herodot dem göttlichen Willen widersetzen kann, sondern sie offenbaren auch, dass Herodot das göttliche Eingreifen und selbst den göttlichen Willen kaum als determinierende Kraft begriffen haben kann. Im ersten Buch seiner *Historien* berichtet Herodot etwa von dem Orakelspruch, den das alte und ehrwürdige Branchidenorakel den Kymaieren erteilt hat (I, 155–159). Die Kymaier hatten Paktyas, nachdem dieser bei Kyros in Ungnade

---

8 In der Antike sind dies sehr bekannte und verbreitete Positionen zur Notwendigkeit und zum göttlichen Wesen und Wissen. In Platons *Timaios*, dem fünften Buch von Boethius' *Consolatio* oder auch im Ammonios' Kommentar zum neunten Kapitel von Aristoteles' *de interpretatione* werden diese Gottesbegriffe und auch dieser alternative Notwendigkeitsbegriff mit Blick auf göttliche Voraussagen ausführlich analysiert (teils auch am Beispiel von Orakelsprüchen aus Herodots *Historien*). Heutige Deutungen blenden diese in der Antike sehr präzise Deutungsalternative allerdings nahezu ausnahmslos aus (s. ausführlich dazu auch: Verf., *Vernunft und Religion* (wie Anm. 3)).



# ORBIS HERODOTI



Moderne Karte der „Welt“ Herodots von Samuel Butler, 1907. The Atlas of Ancient and Classical Geography. <http://www.gutenberg.org/files/17124/17124-h/images/orbisherodoti.jpg>

gefallen war, als Schützling aufgenommen. Kyros allerdings sendet einen Mittelsmann nach Kyme, um die Auslieferung des Paktyas zu fordern. Die Kymaier, die wissen, dass sie, wenn Kyros sie angreift, untergehen werden, senden Boten zum Branchidenorakel, um dieses um Rat zu fragen. Man muss hinzufügen, dass es ein ungeschriebenes göttliches Gesetz war, dass man einen Menschen, den man unter Anrufung von Zeus Hikesios als Schützling angenommen hatte, nicht ausliefern durfte. Ansonsten drohte dem, der dieses Gesetz verletzte, die Strafe des Zeus.<sup>9</sup> Dass die Kymaier dennoch das Orakel um Rat fragen, zeigt mithin, dass sie allzu geneigt sind, Paktyas aus Eigennutz auszuliefern, auch wenn sie damit das göttliche Recht der Hikesie verletzen. Überraschend äußert das Orakel nun, dass sie Paktyas ausliefern sollen, woraufhin die Kymaier diese Auslieferung beschließen. Doch als mit Aristodikos ein unter den Kymaiern angesehener Bürger (τῶν ἀστῶν ἐὼν δόκιμος) von diesem Beschluss erfährt, glaubt er dem Orakelspruch nicht und hält die anderen Kymaier von der Auslieferung ab. Daraufhin brechen die Kymaier auf Geheiß des Aristodikos noch einmal zum Orakel auf. Aristodikos selbst richtet die Frage ein zweites Mal an das Orakel und erhält die gleiche Antwort. Anstatt dem Willen des Gottes nun, nachdem er selbst diesen Spruch vernommen hat, Folge zu leisten, räumt Aristodikos die Vogelnester um den Tempel herum aus. Darauf meldet sich die (gottgesandte) Stimme und tadelt seine Tat: „Frevelhaftester unter den Menschen! Was wagst du, dies zu tun? Du raubst meine Schützlinge aus diesem Tempel?“ (I, 159,3). Aristodikos antwortet darauf: „Herr, du selbst eilst deinen Schützlingen in dieser Weise zu Hilfe, den Kymaiern aber trägst du auf, ihre Schützlinge preiszugeben?“ (I, 159,4), worauf die (gottgesandte) Stimme erwidert: „Ja, ich befehle es, damit ihr, weil ihr gottlos seid,

schneller zugrunde geht (ἵνα γε ἀσεβήσαντες θᾶσσον ἀπόλησθε), damit ihr zukünftig nicht kommen werdet mit einer Frage nach der Auslieferung von Schützlingen.“ (I, 159,4). Die Kymaier sehen daraufhin von einer Auslieferung des Paktyas an die Perser ab.

Beachtet man diese Worte, die Herodot von dem Branchidenorakel berichtet, und Aristodikos' Reaktion, so ist leicht zu ersehen, dass auch bei Herodot der Mensch schon seinen eigenen Willen, der in einer eigenen Überlegung und einer eigenen Entscheidung ruht, gegen eine göttliche Weisung richten kann. Man kann gar schließen, dass nach Herodot gerade der weise Mensch aufgrund einer guten Überlegung eine richtige – und gerechte oder dem göttlichen Recht entsprechende – Entscheidung treffen soll, auch gegen eine göttliche Weisung, die er als nicht rechters erkannt hat. Das Göttliche wirkt demnach nicht in der Weise durch den Menschen, dass es dessen eigenen Willen aufhebt. Die Narration von dem Branchidenorakel an die Kymaier lässt vielmehr einen Glauben an das Göttliche hervortreten, demzufolge letzteres zunächst einmal nur im Besitz eines genauen Wissens von den menschlichen Gedanken ist. Es weiß, weshalb die Kymaier kommen. Es besitzt also Kenntnis von ihrer Bereitschaft zum Unrecht, mit der sie überhaupt den Orakelspruch einholen und Paktyas wider das göttliche Recht ausliefern wollen. In diesem Wissen tätigt das Göttliche einen Spruch, der zum Ziel hat, für Gerechtigkeit zu sorgen, indem er für den Untergang der (unrechten) Denkhaltung der Kymaier sorgt. Der Spruch animiert die Kymaier, ihr unrechtes Denken auch in eine unrechte Tat umzusetzen, damit sie und mit ihnen ihre unrechte Haltung so umso schneller zugrunde gehen. Das Göttliche hat langfristig die Gerechtigkeit im Blick. Sein Eingreifen stellt nichts anderes als eine Herausforderung für den Rezipienten des Spruchs – in diesem Fall also auch für das falsche oder unrechte menschliche Denken – dar. Wenn ein Mensch wie Aristodi-

9 S. dazu umfassend: Ch. Traulsen, Das sakrale Asyl in der Alten Welt, Tübingen 2004.

kos umsichtig und dazu bereit ist, die unrechte Gesinnung aufzugeben oder für das Aufgeben dieser bei seinen Mitbürgern zu sorgen, kann er seinen Untergang vermeiden und seine Situation durchaus verbessern.

Das Göttliche agiert also im Wissen und unter Berücksichtigung der menschlichen Denkhaltung und der Möglichkeiten, über die der Mensch selbst frei verfügt, aber es determiniert ihn nicht. Analoge Beispiele zu dem der Darstellung der richtigen Reaktion auf göttliche Weisungen finden sich öfter in den *Historien*. Es sei an dieser Stelle nur noch auf die Beispiele des Sabakos im zweiten Buch der *Historien* hingewiesen (II, 137–140) oder auch des Themistokles hingewiesen. Letzterer sagt etwa im achten Buch der *Historien*, (VIII, 74ff.), dass den Menschen, die Schickliches – d.h. um- und weitsichtig – überlegen, alles gut ausgehe, dass der Gott hingegen den Menschen, die nicht Schickliches – und damit nicht um- und weitsichtig – überlegen, bei ihren Gesinnungen nicht zu Hilfe kommen wolle.

## Das Gespräch zwischen Kroisos und Solon und der Atys-Traum

### (a) Der einleitende Satz in die *Historien*:

Analog kann nun die Notwendigkeit des Geschehens des göttlichen Wissens in Herodots Kroisos-Erzählung begriffen werden. Das Folgende möchte zu denken geben, dass diese Notwendigkeit, mit der das göttliche Wissen eintritt, nicht die menschliche Verantwortung für das historische Geschehen aufheben muss. Eine Deutung wie die hier verfolgte widerspricht jedenfalls nicht dem, was Herodot selbst zu den Zielen seiner Darstellung im ersten Satz seiner *Historien* zählt. Er

möchte das darstellen, wofür der Mensch ursächlich ist (τὰ γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων). Es geht ihm um das Aufzeigen der Ursachen (οἱ ἦν αἰτίην), warum Griechen und Barbaren Kriege gegeneinander führten (I, Proöm). Herodot sieht demnach nicht die Götter als Ursachen für das Geschehen. Letzteres soll er den oben angeführten Positionen zufolge aber dennoch der Fall sein, was wiederum als ein Charakteristikum für seinen mythisch unaufgeklärten Glauben und die konzeptionelle Inkonsistenz seiner Darstellung angeführt wird.

### (b) Das Gespräch zwischen Kroisos und Solon

Eine weitere, für diese Frage charakteristische Erzählung ist Herodots Narration des Gesprächs zwischen Kroisos und Solon in Verbindung mit Kroisos' auf dieses Gespräch folgenden (gottgesandten) Traum, dass sein Sohn Atys durch eine Lanze umkommen werde (I, 29ff.). Das Gespräch handelt zunächst von der Frage, worin das menschliche Glück wurzelt.<sup>10</sup> Kroisos wird sowohl auktorial vom Erzähler als auch von Kroisos selbst für den Rezipienten als weiser Mensch eingeführt. Nachdem sich Solon nur wenige Tage bei Kroisos aufgehalten hatte, lässt Kroisos Solon durch seine Schatzkammern führen, um ihm seinen großen Reichtum zu zeigen. Anschließend fragt Kroisos Solon, ob er einen unter den Menschen für den glücklichsten halte. Herodot kommentiert diese Frage auktorial (I, 30,3) so, dass Kroisos diese Frage in der Erwartung stellte, dass er selbst der Glücklichste unter den Menschen sei, Solon ihm aber hingegen nicht schmeichelte, sondern Tellos aus Athen als glücklichsten anführte. Auch auf Kroisos' Frage, wen er für den zweitglücklichsten halte, führt Solon nicht ihn selbst an, sondern die

<sup>10</sup> S. dazu umfangreich: E. Irwin, To whom does Solon speak? Conceptions of happiness and ending life well in the late fifth century: contemporary allusions in Herodotus' Croesus logos, in: K. Geuss, E. Irwin, Th. Poiss (Hg.), Herodots Wege des Erzählens. Logos und Topos in den *Historien*, Frankfurt a. M. 2013, 261–322.

Geschwister Kleobis und Biton. Sowohl Tellos als auch Kleobis und Biton starben relativ früh. Ihr Leben sei dennoch lang genug gewesen, so berichtet es Solon bei Herodot (I, 31,2). Sie waren alle nicht überaus reich, aber auch nicht arm. Gemeinsame Charakteristika ihres Lebens sind, dass sie ein gutes Lebensende fanden. Dieses bestand darin, dass sie in Verbindung oder in der Folge einer ehrenvollen Tat für die Gemeinschaft oder für die Familie starben. Tellos starb im Kampf für Athen gegen Eleusis, nachdem er zuvor Feinde in die Flucht geschlagen hatte. Kleobis und Biton entschliefen ruhig, nachdem sie ihre Mutter auf einem Wagen über eine Distanz von 45 Stadien zum Fest der Hera zu deren Tempel gezogen hatten. Alle drei wurden wegen ihrer Taten auch noch nach ihrem Tod geehrt. Daran, dass ihr jeweiliger Tod als Glück zu begreifen ist, lässt Herodot in seiner Narration keinen Zweifel. Die Mutter von Kleobis und Biton sei in Freude über ihrer Kinder Tat und den Ruhm, den sie dafür erhielten, vor das Bild der Göttin Hera getreten und habe im Gebet das Beste für ihre Söhne gewünscht, was Menschen zukommen könne. Darauf entschliefen ihrer Söhne sanft. Tellos habe ferner vortreffliche Kinder gehabt.

Die Charakteristika des Glücks, die Solon dem Rezipienten der Historien am Beispiel der drei konkret anhand von Lebenssituationen vor Augen geführt hat, reflektiert er selbst im sich anschließenden Dialog mit Kroisos noch etwas abstrakter (I, 32,1-2). Der Reiche habe nur zwei Vorteile gegenüber dem ärmeren Menschen. Er könne seine Begierden besser befriedigen und er könne Verblendung oder Unglück (ἄτην) besser ertragen. Zum Glück wie im Fall des Ärmern reicht aber nach Solon bereits aus, dass der Mensch unversehrt ist, ohne Krankheit, frei von Übeln, über vortreffliche Kinder und eine schöne Gestalt verfügt. Wenn der Mensch diese Güter besitze, so sei er auch gewappnet gegen das Unglück. Besonders bedeutsam ist für das Bemessen eines glücklichen Lebens für Solon aber, dass der Mensch ein gutes Lebensende finde. Zuvor

könne er auch keine Aussage über das Glück des Kroisos treffen.

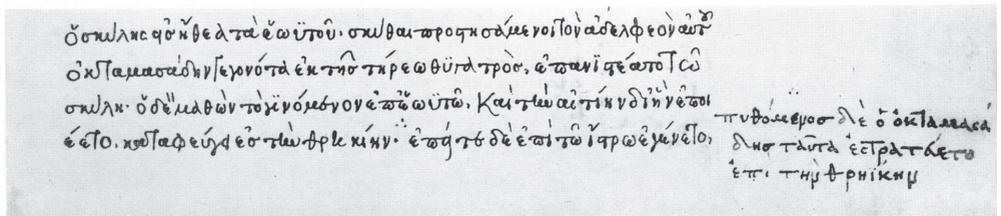
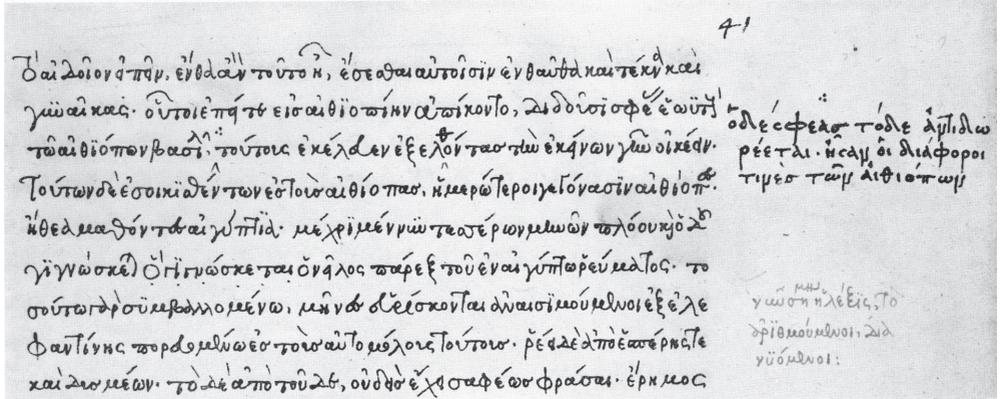
Kroisos schickt Solon auf diese Rede hin fort. Er, der Solon anfangs selbst als weise betrachtete, hält ihn nun für unverständlich, weil er den gegenwärtigen Gütern zu wenig, dem Ausgang des Lebens hingegen zu viel Beachtung schenke (I, 33). Herodot führt mit der Art seiner Darstellung dieser Reaktion des Kroisos dem Leser unmittelbar vor, wie Kroisos nur den Argumenten und Einsichten gegenüber offen ist, die er selbst aufgrund seiner Denkhaltung für richtig hält. So lässt er nur seine eigenen Bemessungskriterien für die Beurteilung, was das größte Glück kennzeichnet, gelten. Kroisos wird in diesem Gespräch mithin von Herodot als ein Mensch gezeichnet, dem sein Reichtum und sein eigenes Ansehen aufgrund seines momentanen Besitzes wichtig ist und der es nicht schafft, tiefergehende Zusammenhänge gedanklich zu durchdringen und sich zu eigen zu machen.

### *(c) Kroisos' gottgesandter Traum*

Herodot leitet nun von dieser Erzählung mit folgenden Worten zu seinem Bericht der nächsten Episode aus Kroisos' Leben über: „Nachdem Solon gegangen war, ereilte Kroisos eine große göttliche Strafe (νέμεσις), wie man vermuten kann, weil er glaubte, dass er selbst unter allen Menschen der glücklichste sei.“ (I, 34,1). Wenn Herodot im Folgenden von einem Traum, der Kroisos heimsuchte, berichtet, suggeriert er, dass es sich bei diesem Traum um einen göttlichen Eingriff handelt. Das Traumgesicht zeigt Kroisos, wie sein geliebter Sohn Atys durch eine eiserne Lanze getötet wird (I, 34,2). Kroisos' Reaktion ist bemerkenswert. Er gerät in Furcht vor dem, was er im Traum sah. Als Reaktion auf das Traumgesicht lässt er seinen Sohn zunächst heiraten, schickt ihn fortan nicht mehr mit dem Heer der Lyder zu Felde, er lässt gar alle Wurfspere, Lan-

zen und Vergleichbares in den Gemächern von den Wänden nehmen, damit nicht zufällig eine dieser Lanzen auf seinen Sohn herabfalle und ihn töte (I, 34,2-3). Doch dann bitten die befreundeten Myser Kroisos um Hilfe, weil sie selbst nicht mit einem gewaltigen Eber, der ihre Felder verwüstete, fertig werden. Sie ersuchen ihn darum,

beklagt sich nun bei seinem Vater über dessen Entscheidung und hält ihm vor, dass es für ihn das Schönste und Ehrenvollste war, in den Krieg zu ziehen, auf die Jagd zu gehen und auf diese Weise zu Ansehen zu gelangen. Dadurch, dass er, sein Vater, ihm dies nun untersage, fürchte er um seinen guten Ruf sowohl bei seinem Volk als



Herodots Historien in einer Handschrift mit eigenhändigen Korrekturen des Humanisten Lorenzo Valla am Rand. Rom, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. Gr. 122, fol. 41r und 122r (frühes 15. Jahrhundert)  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Historien\\_des\\_Herodot#/media/File:Herodotus,\\_Histories,\\_with\\_marginalia\\_by\\_Lorenzo\\_Valla,\\_Vat\\_gr\\_122\\_fol\\_41r\\_und\\_122r.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Historien_des_Herodot#/media/File:Herodotus,_Histories,_with_marginalia_by_Lorenzo_Valla,_Vat_gr_122_fol_41r_und_122r.jpg)

dass er ihnen seinen Sohn zusammen mit jungen Männern und einer Hundemeute schicke. Kroisos sagt ihnen zwar junge Leute und die Hundemeute zu, zunächst aber nicht seinen Sohn, um den er weiterhin Angst hat. Allerdings dringt die Kunde von der Bitte der Myser bis zu Atys durch. Dieser

auch bei seiner Gattin. Kroisos wird so letztlich gezwungen, seinem Sohn von seinem Traum und seiner Angst zu berichten. Atys allerdings glaubt, dass sein Vater das Traumgesicht nicht richtig deute. Er lenkt den Blick seines Vaters in seiner Erwidierung fortan allein auf den Eber und ver-

anschaulicht seinem Vater, dass der Eber doch keine Lanze trage. Weil sich der Kampf also nicht gegen Menschen, sondern gegen ein Tier richte, brauche sein Vater keine Angst um ihn zu haben. Kroisos zeigt sich von dieser Argumentation vollends überzeugt und lässt seinen Sohn mit auf die Jagd, bei der er ausgerechnet durch die Lanze des Mannes, den sein Vater ihm eigens zum Schutze mitgesandt hatte, getötet wird, als dieser versuchte den Eber zu treffen, ihn aber verfehlte und stattdessen Atys traf und tötete. Kroisos versinkt daraufhin lange Zeit in Trauer (I, 36–40).

## (d) Zur Notwendigkeit des im Traum vorausgesagten Geschehens

Die Erzählung führt somit vermeintlich vor Augen, dass Kroisos das Glück nicht in der eigenen Hand hat. Ja vielmehr scheint der Gott sich an Kroisos für dessen Arroganz und Hochmut, weil er glaubte, ganz allein über die Kriterien seines Glücks befinden zu können, zu rächen. Die Erzählung scheint so ein weiteres Beispiel dafür zu sein, dass Herodot noch – naiv – an metaphysische, göttliche Kräfte glaubt, die mit dem Menschen nach Lust und Laune spielen oder ihn auch strafen können. Mehr sogar noch: Obwohl oder sogar gerade dadurch, dass er alles unternimmt, um das, was ihm das Traumgesicht angekündigt hat, zu vermeiden, sorgt er gegen seinen Willen dafür, dass sich der Traum bewahrheitet. In der Forschung gibt es zu dieser Episode kaum zwei Meinungen, zu sehr scheint in dieser Erzählung Herodots Glauben an die Determination des irdischen, historischen Geschehens durch das Göttliche Ausdruck zu finden.<sup>11</sup> Der Gott scheint einen Willen zur Bestrafung von Kroisos zu verfolgen, den er auch durchsetzt. Die Notwendigkeit des Geschehens gründet damit vermeintlich also doch im göttlichen Willen. Gegen diese *Communis Opinio* ist bislang einzig als Argument angeführt worden, dass Kroisos hätte in Erwägung ziehen können, dass Männer mit Lanzen an der Jagd beteiligt sein würden. Wenn Kroisos also aus Vorsicht sogar die Lanzen in den Gemächern von den Wänden genommen habe, hätte er auch so umsichtig sein und bedenken können, dass auch von den Lanzen der Begleiter seines Sohnes eine Gefahr für ihn ausgehen kann.<sup>12</sup> Dass Kroisos diesen Gedanken aber nicht fasst, zeigt, wie sehr Herodot ihn im ersten Buch der *Historien* als einen Menschen zeichnet, der sich zum einen nicht oder nur sehr bedingt dazu fähig zeigt, um- und weit-sichtig zu denken, und der sich (damit verbunden) zum anderen von ihm plausiblen und präsenten Gedanken ganz vereinnahmen lässt, so dass er

- 
- 11 Schon F. Hellmann, *Herodots Kroisos-Logos*, Berlin 1934, 36 sah in dieser Episode ein ἀδύνατον ἀντρυγείν-Motiv, „den Gedanken, daß ein kommendes Unglück nicht abzuwehren sei.“ S. ferner auch: B. Manuwald, *Oidipus und Adraostos. Bemerkungen zur neueren Diskussion um die Schuldfrage in Sophokles' ‚König Ödipus‘*, in: *Rheinisches Museum* 135 (1992), 1–43. S. nur exemplarisch ferner auch: T. Long, *Repetition and Variation in the Short Stories of Herodotus*, Frankfurt a. M. 1987, 77, der davon spricht, dass „fate is in control and is as infallible as it is inescapable (...)“ oder K. Roettig, *Die Träume (wie Anm. 3)*, 87: „Es wird ein Geschehen entfaltet, in dem Menschen mit aller Umsicht und Sorgfalt vernünftige Anstalten treffen, um etwas zu erreichen. Diese erweisen sich aber auf völlig unvermutete Art als wirkungslos. Als wirkungslos jedenfalls, was das Wollen des Menschen betrifft.“ Selbst Interpretieren, wie E. Visser, *Herodots Kroisos-Logos: Rezeptionssteuerung und Geschichtsphilosophie*, in: *WJA* 24 (2000), 5–28, hier: 18, der Kroisos ansonsten moralisch verantwortlich für seine Taten erachtet, sieht keinen Schatten, der in dieser Episode auf ihn falle. S. Saïd, *Herodotus and Tragedy*, in: E. J. Bakker, I. J. F. de Jong, H. van Wees (Hg.), *Brill's Companion to Herodotus*, Leiden/Boston/Köln 2002, 117–147, hier: 134 sieht spricht gar von einem „pre-determined fate“.
- 12 Lediglich J. Schulte-Altdorneburg, *Geschichtliches Handeln (wie Anm. 2)*, 144–145 hat zu denken gegeben, dass Kroisos in diesem Punkte im entscheidenden Gespräch mit Kroisos ein ‚vermeidbarer Fehler‘ unterlaufe, und damit Kroisos dennoch in der Verantwortung gesehen. Interessant ist diesem Kontext auch der Artikel von R. V. Munson, *Ananke in Herodotus*, in: *JHS* 121 (2001), 30–50. Aus ihren Analysen von Herodots Verwendungen der Notwendigkeitsbegriffe geht hervor, dass die Bedeutung dieser bei Herodot gerade nicht einer Determination gleichkommt.

in seinem Denken nicht tiefer dringt, womit seine Denkhaltung als durchaus verantwortlich für das Geschehen betrachtet werden kann.

Gerade weil Herodot diese Episode durch seine auktoriale Überleitung unmittelbar mit der Kroisos-Solon-Erzählung verbindet, scheint es nun ferner geboten, die Art der Notwendigkeit des Geschehens auch vor dem Hintergrund genau dieses Gesprächs zu betrachten. Die zu stellende Frage lautet, ob nicht die Notwendigkeit auch in diesem Fall eher in einem göttlichen Wissen begründet liegt und der Eingriff des Gottes über den Traum eine Herausforderung der genannten Schwäche des Kroisos in seiner Denkhaltung bedeuten kann, ohne dass der Gott aber Kroisos' Handeln determiniert.

Wenn das Traumgesicht Kroisos den Tod seines Sohnes durch die Lanze vor Augen hält, so verfügt der Traum vor dem Hintergrund des Solon-Kroisos-Gesprächs doch auch über das Potential, Kroisos ein analoges Glück, das Tellos, Kleobis und Biton zuteilwurde, in Aussicht zu stellen. Denn der Traum suggeriert, dass Atys in Verbindung mit einer ehrenhaften Tat für die Gemeinschaft umkommen wird. Der Traum bietet Kroisos damit sogar die Gelegenheit, in dem bevorstehenden Tod des Atys analog zu der Mutter von Kleobis und Biton das Schönste zu erblicken, was seinem Sohn zuteilwerden kann. Denn auf die Länge des Lebens kommt es nach Solon nicht an, um das Leben und einen Menschen als glücklich zu betrachten. Kroisos erhält also Anlass, sich glücklich zu schätzen ob des vortrefflichen Kindes, das vermutlich sogar noch wie Tellos für seine ehrenvolle Tat nach dem Tod geehrt würde. Dass auch Atys selbst im Gespräch mit seinem Vater von Herodot die Worte in den Mund gelegt bekommt, dass es das Schönste und Ehrevollste sei, in den Krieg zu ziehen oder auf die Jagd zu gehen, stellt ebenfalls die Verbindung zu den Kategorien her, nach denen Solon Tellos, Kleobis und Biton für die Glücklichen hielt und nach denen Kroisos Atys und auch sich selbst glücklich schätzen könnte.

Es ist in diesem Kontext deshalb gar nicht nötig, den Gedanken stark zu machen, dass Kroisos nach Herodot das kommende Unglück, weil es vom Gott beschlossen worden ist, nicht abwehren könne. Vielmehr kann als Deutung in den Vordergrund gerückt werden, dass das Göttliche das Unglück des Kroisos gerade nicht willentlich herbeiführt. Es bietet Kroisos aufgrund seines Vorauswissens zunächst vielmehr mit dem Traum die Möglichkeit, sich wegen der Aussicht, dass seinem Sohn ein analoger Tod wie Tellos, Kleobis und Biton zuteilwerden wird, selbst glücklich zu schätzen. In dem Kontext, in dem das Traumgesicht steht, eröffnet es Kroisos die Möglichkeit, sich diesem Gedanken zu öffnen und das Glück auf eine Weise zu finden, wie dies nach Solon auch Menschen ohne Reichtum finden können. Nur wenn er sich dem Gedanken aber aus eigenen Stücken nicht öffnet und er meint, sein Glück selbst anders zu erreichen und bemessen zu können, ereilt ihn die Trauer als Strafe und tritt an die Stelle seines Glücks. Dass dieser Traum zu einer göttlichen Strafe wird, kann auch dann aus der Perspektive des Kroisos als Strafe begriffen werden, wenn er selbst zwar innerhalb einer göttlichen Weltordnung, die ihm die Verantwortung für sein eigenes Handeln lässt, nicht aber aufgrund eines Gottes, der sein Handeln determiniert, ins Unglück gerät. Dieser Zusammenhang wird zum Abschluss des Beitrages noch genauer reflektiert. Die Notwendigkeit, mit der die göttliche Voraussage eintritt, kann jedenfalls wieder allein im göttlichen Wissen begründet liegen. Dieses Wissen liegt nach dem Anspruch, den die Pythia geäußert hat, darin, dass das Göttliche auch die menschlichen Gedanken kennt, ohne von ihnen zu hören. Wenn das Göttliche als ein Ewiges zu dem nicht an zeitlich diskursives Erkennen gebunden ist, sondern alles Geschehen gleichzeitig erkennen kann, kann leicht angenommen werden, dass das Göttliche wissen kann, wie sich Kroisos und auch Atys entscheiden werden, wenn sie das entsprechende Traumgesicht haben, bzw. davon hören, und es kann so auch wissen, dass ausge-

rechnet die Person, die Kroisos seinem Sohn zum Schutze beistellt, ihn mit der Lanze versehentlich umbringen wird. Die Notwendigkeit, mit der das Geschehen eintritt, liegt dann aber auch in diesem Fall lediglich in der Untrüglichkeit göttlichen Wissens davon begründet, wie Kroisos seine ihm freie Entscheidung tätigt. Der Eingriff selbst ist auch in diesem Fall keine Determination, sondern eine Herausforderung, die zudem aus literarischer Perspektive dem Rezipienten der *Historien* genau auf die problematischen Züge in der Denkhaltung des Kroisos aufmerksam machen kann.

Kroisos' Reaktion gibt dieser Deutung zufolge gleich in doppelter Weise Aufschluss darüber, wo der charakterbedingte Anteil für sein Unglück liegt. Zum einen zeigt seine Reaktion auf den Traum, wie sehr er den Traum wieder aus seinem eigenen Selbstverständnis, was Glück ausmacht, deutet. Es geht ihm um die physische Bewahrung seines ‚Besitzes‘, in diesem Fall seines Sohns. Er bemisst sein Glück an diesem Besitz. Zum anderen zeigt er sich in Herodots Darstellung in seinem Denken weiterhin wenig weit- und umsichtig, wenn ihn Atys' Argumentation umstimmt. Denn er lässt sich von der Strahlkraft eines ihm plausiblen Gedankens – oder in diesem Fall einer plausiblen Auslegung – vollends vereinnahmen, sodass er keine tiefergehenden Überlegungen tätigt.

## Kroisos und die Orakelsprüche

Analog lassen sich nun auch die berühmten Orakelsprüche, die Kroisos erhält, deuten. Kroisos wird erst durch den Machtgewinn des persischen Emporkömmlings Kyros aus seiner Trauer um seinen Sohn gerissen. Er plant daraufhin einen Präventivkrieg gegen Kyros. Um sich abzusichern, lässt er Sprüche der Orakel in Delphi und Amphiaraios, die er für vertrauenswürdig befunden hat, einholen. Beide antworten ihm u. a., dass er, wenn er gegen die Perser ziehe, ein großes Reich zerstören werde (I, 53,3). Wieder

beurteilt Kroisos dieses Orakel seinem eigenen Selbstverständnis entsprechend. Er verschwendet Herodots Darstellung zufolge keinen einzigen Gedanken daran, dass er durch einen solchen Feldzug sein eigenes Reich und nicht das des Kyros zerstören könnte. Zu selbstverständlich ist für ihn, dass das Orakel ihm seinen Sieg verkündet. Doch auch in diesem Fall richtet er die Frage, wie aus Herodots auktorialem Kommentar wohl geschlossen werden darf (I, 73,1), offenkundig mit der Zuversicht und Erwartung an das Orakel, dass er, der bislang nach Herodots Berichten militärisch stets erfolgreich war, ein weiteres Mal siegen wird. Das erklärt seine übermäßige Freude auf den Orakelspruch (ὑπερήσθη (I, 54,1)). Auch dieser Orakelspruch kann damit als göttliche Aufgabe an Kroisos betrachtet werden, durch welche die Schwachpunkte in seinem Denken herausgefordert werden. Der Spruch lässt ihm die Möglichkeit des sorgfältigen Überlegens, von dem Kroisos allerdings keinen Gebrauch macht. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Wenn Kroisos gleich im Anschluss die nächste Frage an das delphische Orakel richtet, wie lange sein Thron Bestand habe, tritt schon allein in dieser Frage zutage, dass er keine Gefahr für den Verlust seiner Herrschaft sieht. Weil das Orakel ihm nun antwortet, dass er nur dann, wenn ein Maultier König der Meder sei, fliehen solle, sieht Kroisos sich selbst und seine Herrschaft noch sicherer. Durch die Auflösung, die die Pythia selbst später für diesen Orakelspruch liefert (I, 91), wird ersichtlich, dass auch dieser göttliche Eingriff eine Aufgabe für Kroisos' individuelle Denkhaltung darstellte. Denn mit dem Maultier hatte sie Kyros gemeint. Ein Maultier besitzt eine Mutter höheren Geschlechts und einen Vater niederen Geschlechts. Genau dies ist bei Kyros der Fall. Die Aufgabe, die der Orakelspruch an Kroisos lieferte, bestand also darin, dass Kroisos dieses Bild auf seine tiefere, metaphorische Ebene hätte durchdringen müssen. Er hätte umsichtiger überlegen müssen. Stattdessen berichtet Herodot ein weiteres Mal von Kroisos' hoch erfreuter Reaktion, weil

er erwartete, dass nie ein Maultier an der Stelle eines Menschen König der Meder werde. Wieder schließt Kroisos also zu schnell, wieder zeigt er sich zu wenig weitsichtig, wieder bleibt sein Denken an einer Oberfläche hängen, die ihm sofort plausibel und einleuchtend erscheint, weil sie seinen Erwartungen und seinem Selbstbefinden gerecht wird. Dabei lässt er die Gelegenheit, die ihm der Orakelspruch bietet, ungenutzt: Denn Kroisos hätte die Möglichkeit, dieses Bild auf seinen tieferen Sinn hin zu durchdringen, zu erkennen, dass Kyros gemeint ist und dass er folglich, wenn er gegen ihn zieht, auch sein Reich zerstören wird. Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, müsste er aber genau die Schwäche seines Denkens überwinden. Hätte er dies geschafft, so hätte er den Fehler, den er in seinem Denken zeigt, gleichzeitig überwunden, Kroisos hätte sich dem umsichtigen Überlegen geöffnet und er würde vermutlich keinen vernünftigen Grund für seinen Präventivkrieg gegen Kyros erkennen.

Damit entlarvt Herodots Darstellung der göttlichen Eingriffe vor dem Rezipienten seiner Erzählungen im Falle des Kroisos gerade die Problematik seines Denkens. Die göttlichen Eingriffe lassen sich an dieser Stelle konsistent deuten, wenn man Herodot einen Glauben an das Göttliche zuspricht, dem zufolge das Göttliche ein untrügliches Wissen um die menschlichen Gedanken und Charakterzüge besitzt. Diesem Wissen entsprechend vermag das Göttliche über Träume oder Orakelsprüche einzugreifen. Dabei nimmt es dem Menschen die Freiheit seiner Entscheidung nicht, sondern es greift unter Berücksichtigung dieser Freiheit ein. Das Göttliche hat auch in diesem konkreten Fall langfristig die Wahrung der Gerechtigkeit im Blick. Deshalb stellt es dem Menschen Aufgaben und Herausforderungen, die dieser unter Korrektur eines fehlerhaften Denkens nutzen kann. Wenn er sie nutzt, wie Aristodikos, dann ergeht es ihm gut und er vermeidet (für die Kymaier) ein Unglück. Wenn er sie nicht nutzt (wie Kroisos) wird die problematische Denkhaltung

sogar noch befördert, so dass der Mensch auf Widersacher trifft, an denen er letztlich scheitert. Das Scheitern geht aber einher mit dem Untergang oder der Korrektur der problematischen Charakterzüge oder Denkhaltung.

## Fazit (1): Das Welt- und Menschenbild in der Kroisos Erzählung

Das Welt- und Menschenbild Herodots ist also nicht so selbstverständlich zu deuten, wie dies angesichts der Forschungspositionen den Anschein erweckt. Herodot ein naives, mythisches oder gar negativ konnotiertes archaisches, da nicht fortschrittliches Welt- und Menschenbild zu unterstellen, scheint zu kurz gegriffen zu sein, zumindest aber weiten Teilen des Herodoteischen Textes nicht gerecht zu werden. Das Gegenteil ist zu erwägen: Herodots Werk kann auch im Zuge einer Aufklärung im 5. Jahrhundert begriffen werden, wie sie Gadamer und weitere Forscher für das Denken in diesem Jahrhundert erkannt haben: einer Aufklärung, die nicht unter Loslösung des Glaubens an das Göttliche erfolgt, sondern in Vereinbarung mit einem Göttlichen, das dem Menschen nicht die Möglichkeit der freien Entscheidung nimmt, sondern dem Menschen die freie Entscheidung und Verantwortung für sich selbst zuerkennt, die aber anerkennt, dass es göttliche Kräfte z. B. in Form von einleuchtenden Gedanken gibt, die für sich Bestand haben und die sich ein Mensch erschließen kann oder denen er sich verschließen kann.<sup>13</sup> Orakelsprüche und auch göttliche Traumgesichte können solche Gedanken präsentieren, die Herodot somit in literarischer Form dem Rezipienten der *Historien* ver-

---

13 S. dazu bereits ausführlich auch schon mit Blick auf das Homerische Verständnis des Göttlichen: A. Schmitt, Selbstständigkeit und Abhängigkeit menschlichen Handelns bei Homer, Stuttgart 1990.

mitteln kann. Wenn Kroisos von seinem Charakter her, wie Herodot ihn zeichnet, nach Reichtum, Expansion seiner Herrschaft und Ansehen strebt, er ferner wenig weitsichtig ist, sich ganz von einem Gedanken, einer Auslegung oder einem Argument, das ihm aufgrund seines Selbstbefindens plausibel ist, vereinnahmen lässt und keine tiefergehenden Überlegungen tätigt, so besitzen für ihn Gedanken, die ihm eine weitere Expansion seiner Herrschaft präsentieren, eine besondere, ja verlockende Strahlkraft. Diesen gegenüber zeigt er sich offen. Sie sind wie eine für sich bestehende, metaphysische, ja göttliche Macht, der er sich von selbst und ohne determiniert zu werden besonders offen gegenüber zeigt. Dass es diese Gedanken überhaupt gibt, gewährleistet allerdings auch, wie die Kroisos erzählung nach Herodot zeigt, dass es langfristig einen Ausgleich von Ungerechtigkeiten geben kann, eine Art göttlicher Gerechtigkeit. Denn dadurch, dass diese Gedanken mit ihrer anziehenden Kraft in der Weise auf die Menschen Einfluss gewinnen, dass sich die Menschen selbst ihren Prädispositionen und ihren Denkhaltungen entsprechend diesen Gedanken nicht nur öffnen, sondern sie auch in die Tat umsetzen, verletzen diese Menschen letztlich bei Herodot immer wieder andere Menschen und provozieren – je mehr Unrecht sie tun oder je weiter sie fortschreiten – immer größeren Widerstand, wenn die angegriffenen Menschen sich wegen ihres Leids oder erlittenen Unrechts etwa den Gedanken der Rache öffnen. So kommen in Herodots *Historien* letztlich auch die ungerechten Gesinnungen zur Besinnung (etwa Kroisos, wenn er auf dem Scheiterhaufen steht), oder die Menschen, die sie tragen, werden getötet. Am Ende kann mithin durchaus ein Glaube Herodots an ein

Göttliches rekonstruiert werden, das in weiser Voraussicht eine Weltordnung geschaffen hat, die dem Menschen nicht die Verantwortung nimmt, sondern in welcher der Mensch in der Verantwortung für sein Handeln steht. Wenn der Mensch dieser aber nicht gerecht wird, wird er zumeist<sup>14</sup> nicht direkt durch das Göttliche gestraft, sondern dadurch, dass das Göttliche dafür vorgesorgt hat, dass für die Menschen dann, wenn ihnen z. B. zu großes Unrecht widerfährt, ‚die Gedanken da sind‘ und sie sich diese ‚erschließen‘ können, um das Unrecht zu bekämpfen und wieder für Gerechtigkeit zu sorgen.

Es scheint nicht ausgeschlossen zu sein, dass ein solches, sehr durchdachtes Menschen- und Weltbild den Hintergrund für Herodots Erzählungen in den *Historien* bildet, in denen tatsächlich, wie er selbst dies im ersten Satz seines Werkes äußert, das von den Menschen verursachte Geschehen (τὰ γινόμενα ἐξ ἀνθρώπων) im Zentrum steht. Wenn dies so ist, dann ist Herodots Darstellung jedenfalls als höchst konsistent zu beurteilen, wenn sowohl die Pythia Kroisos selbst – und nicht den Gott – als Urheber für sein Scheitern sieht (I, 91,4) als auch Kroisos sich selbst nach den Worten der Pythia verantwortlich für seinen ‚Fehler‘ erachtet (ὁ δὲ ἀκούσας συνέγνω ἑωυτοῦ εἶναι τὴν ἄρματάδα καὶ οὐ τοῦ θεοῦ – „Nachdem er dies [die Erklärung der Orakelsprüche durch die Pythia] gehört hatte, sah er ein, dass der Fehler sein eigener und nicht der des Gottes war.“ (I, 91,6)). Dieser Fehler ist aber offenbar gleichzusetzen mit seinem Streben nach Reichtum, Expansion seiner Herrschaft und seiner wenig umsichtigen Denkhaltung.

Die menschliche Verantwortung für das Geschehen braucht, wie anzudeuten versucht wurde, nicht in Opposition zu einem göttlichen Wirken zu stehen. Vielmehr kann man mit Gadamers Position zur Aufklärung im 5. Jahrhundert v. Chr. durchaus Ansatzpunkte finden, dass die Aufklärung einhergehend mit einem Glauben an das Göttliche: dass nämlich nicht zuletzt in der Auseinandersetzung

14 Von ‚zumeist‘ ist zu sprechen, weil Herodot dem Göttlichen durchaus einen direkten Eingriff in die Natur zugesteht, etwa in das Senden von Regen usw. S. zu Beispielen, dem Fragekomplex und zu der Unterscheidung der göttlichen Eingriffe mit Blick auf den Menschen von den Einwirken auf Naturereignisse ausführlich: Verf., Vernunft und Religion (wie Anm. 3).

mit der Sophistik die Einsicht zurückkehrte, dass der Mensch nicht alle Mächte und Kräfte in seiner Hand hat, er nicht das alleinige Maß aller Dinge ist, er sehr wohl aber, wenn er von seinen vernünftigen Denkfähigkeiten Gebrauch macht und umsichtig agiert, diese Mächte zu seinem Erfolg und Glück nutzen kann. Es liegt so beispielsweise in der menschlichen Verantwortung, sich gute Gedanken zu erschließen. Dass Menschen dies unabhängig voneinander können, kann als Indiz für einen Glauben betrachtet werden, dass solche Gedanken ‚für sich‘ als metaphysische Kräfte und als Angebot für den Menschen existieren. Es gibt, wie in diesem Beitrag nur kurz skizziert werden konnte, jedenfalls auch im Werke Herodots ausreichend Hinweise darauf, dass er glaubte, dass der Mensch die subjektiven Voraussetzungen dafür schaffen müsse, dass er sich die richtigen und gerechten Gedanken erschließt. Das aufgeklärte Denken des 5. Jahrhunderts differenzierte dieser Position zufolge also konzipierte zwischen dem, was in der Hand des Menschen lag, und dem, über das er nicht verfügte.<sup>15</sup>

## Fazit (2): Herodot als Literat

Am Ende ist Herodot dann also vielleicht noch mehr als der spannende Geschichtenerzähler. Dies ist er natürlich zweifelsohne auch. Berücksichtigen wir aber, dass alle Erzählungen, die in dieser Betrachtung im Fokus standen, entweder völlig fiktiv sind oder nur einen kleinen historischen Nucleus besitzen,<sup>16</sup> den Herodot dann literarisch frei ausgestaltet hat, so braucht diese Ausgestaltung nicht allein dem Evozieren von Spannung zu dienen, sondern sie kann auch in einer bewussten Sinngebung des Geschehens durch Herodot gründen, die er zuvor erforscht hat.

Wenn etwa, wie anzunehmen ist, das Gespräch zwischen Solon und Kroisos niemals real stattgefunden hat, so wollte Herodot offenkundig gleich zu Beginn seines Werkes ein ethisch-moralisches

Paradigma schaffen, vor dessen Hintergrund auch weitere Darstellungen, v. a. aber dargestellte Entscheidungen und Handlungen historischer Entscheidungsträger in seinem Werk zu beurteilen sind. Solon führt nicht weniger als Handlungs- und Bemessungskriterien für ein glückliches und erfolgreiches Handeln und Leben an, an denen auch die Kriterien, die Herodot für Kroisos als entscheidungs- und handlungsrelevant zeigt, bemessen werden können. Es ist ein Charakteristikum der großartigen Erzählkunst Herodots, dass er diese Kriterien im Fall von Kroisos' Handeln in immer wieder neuen Entscheidungen desselben in analoger und wiedererkennbarer Weise durchdringen lässt. Dadurch, dass Herodot wiederholt als solche Kriterien Kroisos' Streben nach Besitz, Reichtum, Ansehen, aber auch die Oberflächlichkeit seines Denkens hervortreten lässt, kann der Rezipient in der Wiederholung dieser individuel-

---

15 S. umfassend: A. Schmitt, Selbständigkeit und Abhängigkeit (wie Anm. 13). S. ausführlicher zu Herodot: Verf. Vernunft und Religion (wie Anm. 3).

16 S. v. a. zu den einzelnen Erzählungen jeweils: D. Asheri, A. Lloyd, A. Corcella, A Commentary on Herodotus. Books I-IV, hg. v. O. Murray, A. Morenau with a contribution by M. Brosius, Oxford 2007, oder auch H. Erbse, Fiktion und Wahrheit im Werk Herodots, Mainz 1991 und H. Erbse, Studien zum Verständnis Herodots, Berlin / New York 1992. Spezifisch zum Gespräch zwischen Solon und Kroisos sind höchst aufschlussreich: E. Irwin, To whom does Solon speak? (wie Anm. 10). Th. Harrison, Divinity and History. The Religion of Herodotus, Oxford 2000, 37ff. Zu Tellos s. exemplarisch auch: E. Baragwanath, M. de Bakker, Introduction. Myth, Truth and Narrative in Herodotus' Histories, in: dies. (Hg.), Myth, Truth and Narrative in Herodotus' Histories, Oxford 2012, 1–56, hier v. a. 49. Zu den Delphischen Quellen und Orakeln ferner auch exemplarisch: I. W. Flower, Herodotus: Delphic traditions about Croesus, in: R. V. Munson (Hg.), Herodotus: Volume 1. Herodotus and the Narrative of the Past, Oxford 2013, 124–153 und J. Kindt, Delphic Oracle Stories And The Beginning Of Historiography: Herodotus' Croesus Logos, in: Classical Philology 101 (2006), 34–51. Zur eigenen Gestaltung der Atys-Erzählung s.: R. Rieks, Eine tragische Erzählung bei Herodot (Hist. 1,34–45), in: Poetica 7 (1975), 23–44, hier: 26–31, C. Scardigno Gestaltung und Funktion der Reden bei Herodot und Thukydides, Berlin / New York 2007, 90 (Anm. 64) auch mit Verweis auf H. Immerwahr, Form and Thought in Herodotus, Cleveland 1966, 158.

len Motive dieselben umso besser als handlungsrelevant im Falle des Kroisos erkennen und als Ursache für sein Scheitern begreifen.

Herodot ermöglicht durch diese raffinierte Art seiner literarischen Darstellung dem Rezipienten zu erfahren, wie sich solche Motive in konkreten Entscheidungen dokumentieren und wohin sie führen. Sein Konzept der Geschichtsschreibung lehrt so über die konkrete Anschauung und über Erfahrungen, die es dem Rezipienten ermöglicht. Dies kann durchaus als ein Vorteil gegenüber einem Lehren über nur abstrakte moralische Lehrsätze oder über die bloß faktische Darstellung von Geschehenem begriffen werden. Wenn man berücksichtigt, dass Herodot sein Werk während des Peloponnesischen Kriegs verfasste, ist dies nicht irrelevant.<sup>17</sup>

Auch wenn das Gespräch zwischen Solon und Kroisos eine fiktive Darstellung ist, so ist dennoch auf der Basis der Fragmente, die wir noch aus dem literarischen Werk des Solon besitzen, zu Recht festgehalten worden, dass er jeden der Gedanken, den Herodot ihm in den Mund legt, hätte sagen können, wenn das Gespräch stattgefunden hätte. Herodot hat seine Darstellung menschlichen Agierens damit offenkundig nicht beliebig gestaltet, sondern er hat an den konkreten ‚wirklichen‘ Denkhaltungen der historischen Persönlichkeiten Maß genommen, soweit er diese erforschen konnte. So können wir wohl auch für

seine Kroisosdarstellung schließen, dass es ihm primär darauf ankam, die ‚wirklichen‘ Motive, die zu seinem Scheitern führten, zu vermitteln. Dazu waren ihm offenbar auch eigene Ausgestaltungen oder das Einfügen gänzlich fiktiver Berichte von Ereignissen recht. Die historische ‚Wirklichkeit‘, die er vermitteln wollte, ist dann aber primär die ‚Wirklichkeit‘ von Motiven, die er als Geschichtsforscher als ursächlich für ein Geschehen, v. a. für das Scheitern oder auch den Erfolg eines Handelns identifiziert hat. Dass es gute Gründe im Text gibt, dass Herodot ein Menschenbild vertreten hat, das dem Menschen die Verantwortung des Menschen für sein Handeln, sein Glück und Erfolg zugewiesen hat und dass dieses Menschenbild im Dienste der Vermittlung dieser ‚Wirklichkeit‘ dienlich war, möchte dieser Beitrag zu denken geben.

Ein solches Konzept von Geschichtsschreibung, wie wir es bei Herodot finden, wird damit unzureichend wertgeschätzt, wenn es als wenig fortschrittlich beurteilt wird. Es ist ein alternatives Konzept zu dem des Thukydides, ein Konzept, das in bemerkenswerter und literarisch ausgefeilter Weise den Menschen als Ursache für Geschehnisse ins Zentrum rückt, dessen Motive für ein historisch erfolgreiches oder fehlerhaftes Handeln in konkreter Anschauung begreifbar macht und zudem auch nicht der Spannung in den Darstellungen entbehrt.

---

17 S. zur Bezugnahme Herodots auf seine Gegenwart etwa: E. Irwin, *To whom does Solon speak* (wie Anm. 10). S. dazu, dass Erzählungen aus dem Werk auch öffentlich vorgetragen wurden: M. Dorati, *Le storie di Erodoto: Etnografia e Racconto*, Pisa 2000, v. a. 18–52.

## Einladung zur Summer School 2019

### Antike in der Schule

Vom 29. August bis zum 1. September 2019 findet die vierte Summerschool der Humboldt-Schülergesellschaft für Altertumswissenschaften statt. In diesem Sommer steht das Thema „Antike in der Schule“ im Mittelpunkt.



Ausgehend vom antiken Schulwesen wollen wir einen breiten Bogen bis in die Gegenwart spannen, um gemeinsam zu erarbeiten, welche Rolle die Antike im europäischen Schulwesen spielte und auch heute noch spielt.

Euch erwartet ein spannendes Programm aus Workshops, Vorträgen und Exkursionen. Außerdem wird es genügend Gelegenheiten geben, Euch mit den anderen Teilnehmer\*innen und Dozent\*innen auszutauschen.

Während der Summer School seid Ihr in einem Jugendgästehaus in Berlin-Mitte

untergebracht. Die Kosten für Unterkunft und Verpflegung sowie ein Reisekostenzuschuss werden von uns übernommen.

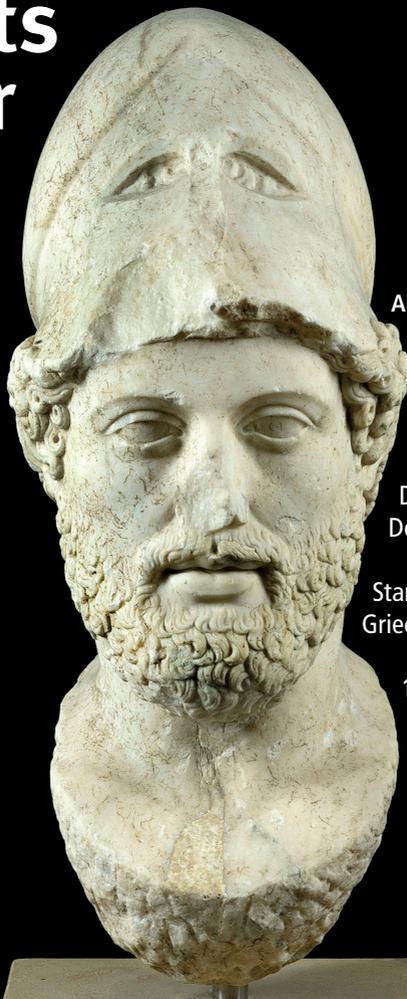
Wenn wir Euer Interesse geweckt haben, dann bewirbt Euch doch mit einem Motivationsschreiben und einer Zeugniskopie bis zum 14. Juli 2019 unter [stefan.kipf@staff.hu-berlin.de](mailto:stefan.kipf@staff.hu-berlin.de). Die Summer School wird großzügig von der Warburg-Melchior-Olearius-Stiftung gefördert.

Wir freuen uns schon auf Euch!

Prof. Dr. Stefan Kipf & Laura Rapp

# STARKE TYPEN

## Griechische Porträts der Antike



### AUSSTELLUNGSVORSCHAU

Museumsinsel Berlin,  
Altes Museum  
Am Lustgarten  
10178 Berlin

Di, Mi, Fr, Sa, So 11–18 Uhr,  
Do 11–20 Uhr

Starke Typen.  
Griechische Porträts der Antike

19. Juni 2019 bis  
2. Februar 2020

Bildnis des athenischen Strategen  
Perikles, © Staatliche Museen zu  
Berlin, Antikensammlung /  
Foto: Johannes Laurentius

**E**ine Sonderausstellung der Antikensammlung – Staatliche Museen zu Berlin in Zusammenarbeit mit den Staatlichen Antikensammlungen und Glyptothek München und dem Liebieghaus Frankfurt am Main.

Zum ersten Mal sind griechische Porträts Gegenstand einer systematischen archäologischen Ausstellung. Über die römische Kaiserzeit und die Renaissance wirkt diese Errungenschaft der griechischen Kunst bis ins Selfie-Zeitalter fort. Mit hochkarätigen Leihgaben der Staatlichen Antikensammlungen und Glyptothek München, des Liebieghauses Frankfurt am Main sowie ausgewählten Werken aus den Beständen der Antikensammlung thematisiert die Ausstellung die Entwicklung des griechischen Porträts im Spannungsfeld von Ideal und Individualisierung, Identität und Inszenierung.

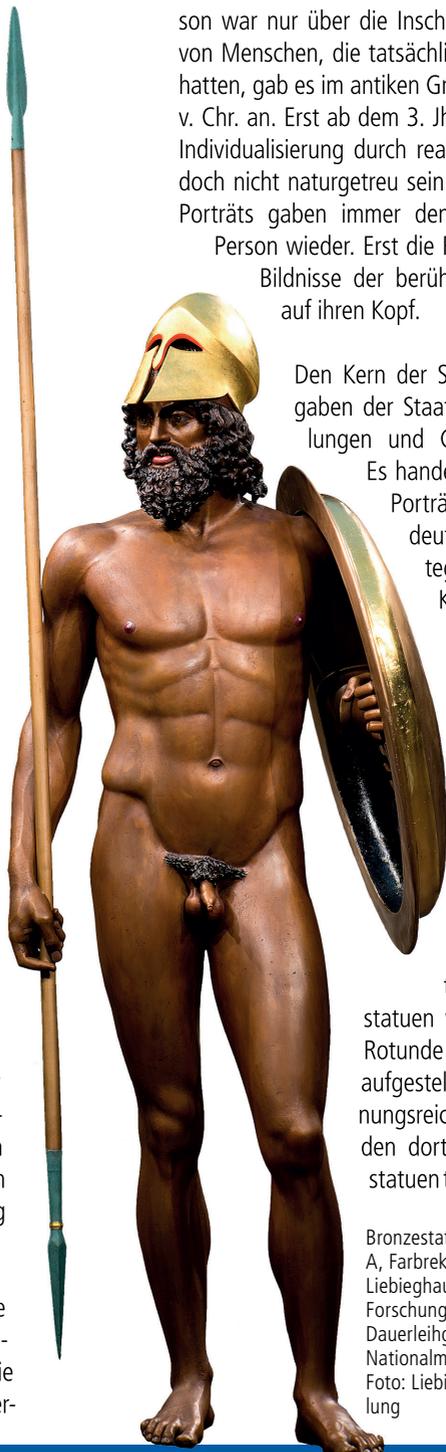
Im antiken Griechenland galt es vor allen Dingen, die Erinnerung an die Dargestellten dauerhaft zu bewahren. Anders als heute waren Porträts für die Griechen keine fotoähnlichen Abbilder der Person. Vielmehr lieferten sie Aussagen über Charaktereigenschaften und gesellschaftlichen Status, waren Selbststilisierung und Verkörperung allgemeiner Ideale. Griechische Porträts nutzten festgelegte, für alle Gattungen der Kunst verbindliche Figurentypen. Auf äußerliche Ähnlichkeit kam es dabei nicht an. Die Identifizierung der dargestellten Per-

son war nur über die Inschrift möglich. Bildnisse von Menschen, die tatsächlich lebten oder gelebt hatten, gab es im antiken Griechenland vom 8. Jh. v. Chr. an. Erst ab dem 3. Jh. v. Chr. erfolgte eine Individualisierung durch realistische Züge, die jedoch nicht naturgetreu sein mussten. Griechische Porträts gaben immer den ganzen Körper der Person wieder. Erst die Römer reduzierten die Bildnisse der berühmten Griechen dann auf ihren Kopf.

Den Kern der Schau bilden 20 Leihgaben der Staatlichen Antikensammlungen und Glyptothek München.

Es handelt sich um marmorne Porträtköpfe historisch bedeutender Dichter, Strategen, Philosophen und Könige, einen historischen Bronzenachguss und eine attische Vase mit einer einzigartigen Darstellung der Dichterin Sappho. Hinzu kommen aus dem Liebieghaus Frankfurt rekonstruierende Nachgüsse der berühmten bronzene Kriegerstatuen von Riace, die in der Rotunde des Alten Museums aufgestellt und in eine spannungsreiche Interaktion mit den dort befindlichen Götterstatuen treten werden. Ergänzt

Bronzestatue des Kriegers Riace A, Farbrekonstruktion, 2014/2015, Liebieghaus Skulpturensammlung, Forschungsprojekt Polychromie, Dauerleihgabe des Archäologischen Nationalmuseum Reggio di Calabria. Foto: Liebieghaus Skulpturensammlung





Die Bronzestatuen der Krieger Riace A (2014/2015) und Riace B (2016), Farbrekonstruktionen.  
Foto: Liebieghaus Skulpturensammlung

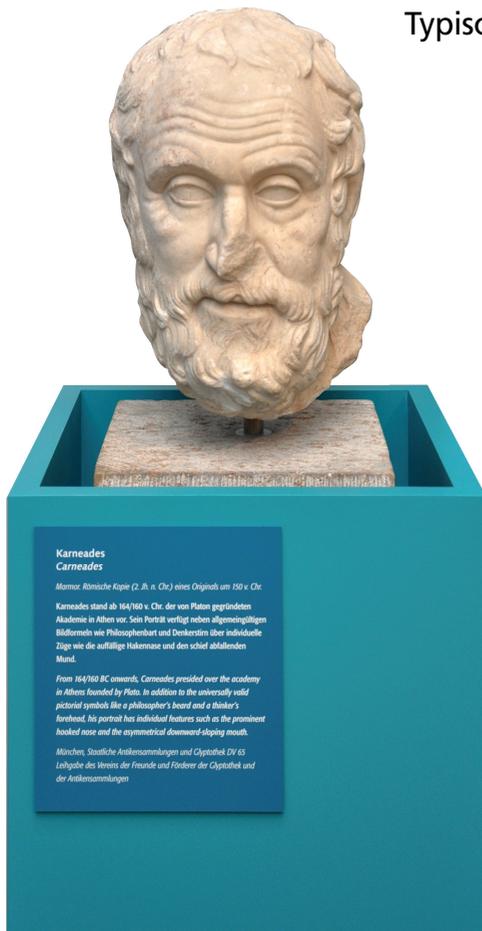
und erläutert werden die Leihgaben durch Skulpturen, Vasen und Kleinkunstobjekte aus den eigenen sonst magazinierten Beständen der Antikensammlung sowie Leihgaben aus dem Münzkabinett. Zusätzlich werden ausgewählte Exponate der Dauerausstellung im Alten Museum durch besondere Kennzeichnung und einen Übersichtsflyer einbezogen, um weitere Aspekte des Themas zu veranschaulichen. Den Besucherinnen und Besuchern wird damit ein frischer Blick auf die Daueraus-

stellung unter neuen Gesichtspunkten geboten. „Starke Typen. Griechische Porträts der Antike“ ermöglicht eine intensive Auseinandersetzung mit Fragen nach Selbstbild, Image und Inszenierung von Identitäten, die auch heute für ein breites Publikum aktuell sind und moderne Portraitschöpfungen mitbestimmen.

Zur Ausstellung erscheint eine umfangreiche Begleitpublikation im Michael Imhof Verlag.



## Typisch! Wie wird ein Portrait entworfen?



### Karneades

#### Carneades

Marmor, Römische Kopie (2. Jh. n. Chr.) eines Originals um 150 v. Chr.

Karneades stand ab 164/160 v. Chr. der von Platon gegründeten Akademie in Athen vor. Sein Portrait verfügt neben allgemeingültigen Bildmerkmalen wie Philosophenbart und Denkerrim über individuelle Züge wie die auffällige Holzkrause und den schief abfallenden Mund.

From 164/160 BC onward, Carneades presided over the academy in Athens founded by Plato. In addition to the universally valid pictorial symbols like a philosopher's beard and a thinker's forehead, his portrait has individual features such as the prominent hooked nose and the asymmetrical downward-sloping mouth.

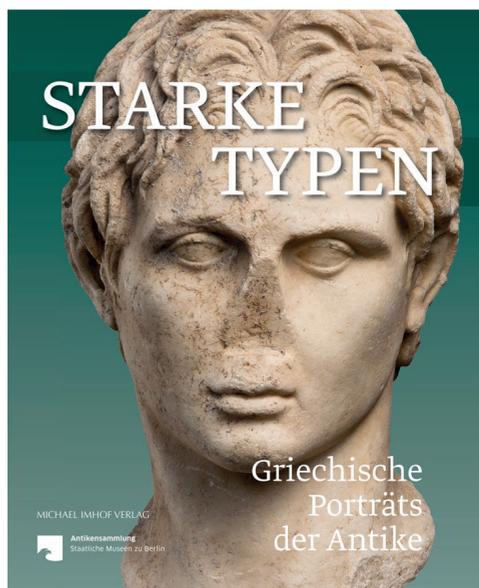
München, Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek DV 65  
Leihgabe des Vereins der Freunde und Förderer der Glyptothek und der Antikensammlungen

Karneades. Marmor. Römische Kopie (2. Jh. n. Chr.) eines Originals um 150 v. Chr., München, Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek GL 65, Leihgabe des Vereins der Freunde und Förderer der Glyptothek und der Antikensammlungen

Griechische Portraits ordnen eine Person durch Alter, Frisur und Kleidung einer sozialen Gruppe zu. Dazu verwenden sie festgelegte Figurentypen, die Ideale und Wertvorstellungen der jeweiligen Gruppe verkörpern. Bestimmte Gegenstände können auf Tätigkeiten und Leistungen der Person hinweisen. Auf äußerliche Ähnlichkeit kam es nicht an. Seine Identität erhielt das Bildnis erst durch eine Namensbeischrift.

So erschufen griechische Künstler auch Portraits längst verstorbener Personen, deren Aussehen bereits damals unbekannt war. Nicht Wirklichkeitstreue war entscheidend, sondern Glaubwürdigkeit. Individualisierende konnten einen allgemeingültigen Figurentypus als Portrait einer bestimmten Person unverwechselbar machen. Auch sie waren aber nur Zeichen für bestimmte Eigenschaften und mussten nicht lebensecht sein. Um außergewöhnliche Personen treffend zu charakterisieren, halfen Merkmale mythologischer Figurentypen.

(Infotext)



Titelbild des Ausstellungskataloges  
STARKE TYPEN

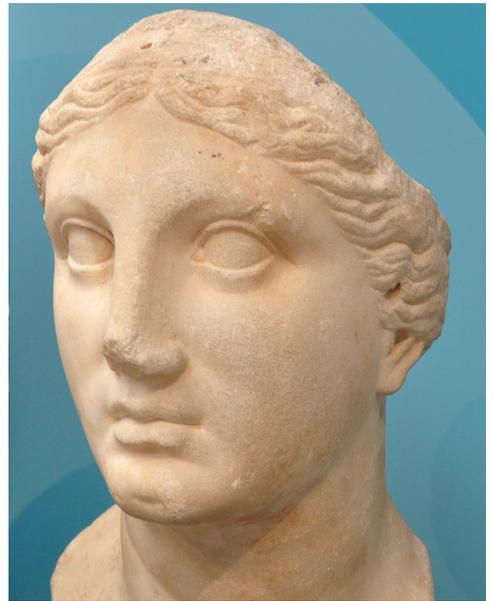


## Die Frauen und die Macht des Ideals

Portraits von Frauen waren ein wichtiger Teil der griechischen Bildnisproduktion. Sie verkörpern die traditionellen weiblichen Ideale von makelloser Schönheit und bescheidener Zurückhaltung. Ihre Gesichter zeigen keine Alterszüge und kaum individualisierende Merkmale. Dadurch wirken sie einheitlich. Gewisse Möglichkeiten der Individualisierung durch Frisur, Haltung und Kleidung bot die Wahl des Statuentypus, verstärkt durch die antike Farbigeit. In erster Linie zeigte sich darin jedoch die soziale Stellung der Frauen als Mitglieder wohlhabender bürgerlicher Familien mit Bildung und vornehmen Manieren.

Im hellenistischen Ägypten waren die Bilder der Königinnen aus der Familie der Ptolemäer sehr wichtig für die staatliche Repräsentation. Auch sie sind stark idealisiert und vereinheitlicht. Dadurch betonen sie die Zugehörigkeit der Königinnen zur Herrscherdynastie und die Rechtmäßigkeit der Erbfolge.

*(Infotext)*



Berenice II. Marmor. Um 230 v. Chr. München, Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek GL 543



Fenster ANTIKE im Erdgeschoss des Alten Museums, Westseite

# Keine Seelenverkäufer, sondern eine sichere Technologie

– Von Stefanie Terp –

Schiffe seien „dem Tode willkommenes Mittel“ heißt es bei dem römischen Dichter Sextus Propertius. „Das Urteil ist zwar verständlich, weil Propertius bei einem Schiffsunglück einen Freund verloren hatte“, sagt Dr. Thomas Kirstein, „aber es ist maßlos übertrieben.“ Vielmehr, so

der Historiker, seien die römischen Handelsschiffe erstaunlich sicher gewesen, denn die Seegangseigenschaften wie Kentersicherheit oder das Rollen, Tauchen und Stampfen (Bewegungsverhalten) entsprächen durchaus heutigen Normen. Auch wiesen antike Schiffe eine hohe bauliche Qualität auf. Das ist das erstaunliche Fazit eines interdisziplinären Forschungsprojektes, an dem die TU-Fachgebiete Technikgeschichte und Entwurf & Betrieb Maritimer Systeme beteiligt sind.

Zusammen mit Sebastian Ritz und Alwin Cubasch untersuchte Dr. Thomas Kirstein, wie es sein konnte, dass den römischen Schiffen als Transportmittel auf den Meeren in schriftlichen Quellen unisono einerseits ein verheerendes Zeugnis ausgestellt wurde, andererseits Passagiere den Seeweg nutzten und Kaufleute ihre Waren den vermeintlich gefährlichen Schiffen immer wieder anvertrauten. „Dieser Widerspruch machte uns stutzig“, sagt Kirstein, der am Fachgebiet Technik-

*TU-Wissenschaftler untersuchten die Seegangseigenschaften des Wracks von La Madrague de Giens.*

*Ihr Fazit: Römische Handelsschiffe können sich mit den Sicherheitsstandards der modernen Schifffahrt messen*

geschichte lehrt. Welcher Passagier würde ein Schiff benutzen, welcher Kaufmann ihm seine Waren anvertrauen, wenn er davon ausgehen müsste, dass das Schiff mit hoher Wahrscheinlichkeit verlustig geht und nie seinen Bestimmungsort erreicht, wie die zahlreichen Texte von Seneca, Lukrez, Cato und vieler

anderer suggerieren. Lukrez zum Beispiel nennt die Seefahrt eine „verderbliche Kunst“.

Ritz, Cubasch und Kirstein nahmen ihre Forschungen am Wrack von La Madrague de Giens vor. Es war ehemals ein römisches Handelsschiff vom Typ Ponto, einem weitverbreiteten Schiffstyp in den Jahrhunderten um die Zeitenwende. An ihm untersuchten die Wissenschaftler das Kentern- und Bewegungsverhalten römischer Handelsschiffe. Das Schiff, zwischen 60 und 50 v. Chr. nahe der französischen Halbinsel La Madrague de Giens, östlich von Toulon, gesunken, war 1967 von Tauchern der französischen Marine gefunden worden und gehört zu den bestdokumentierten römischen Wracks.

Das Schiff hatte eine Länge von 40 und eine Breite von neun Metern und verfügte über zwei Masten. Anhand dieser und weiterer Daten zum Beispiel über Beplankung, Spanten, Deck, Ladung, die schiffstechnische Ausrüstung und mitreisende Passagiere samt Gepäck wurde das Gewicht er-

mittelt und ein Computer-Modell erstellt. Dieses computerbasierte Schiffsmodell wurde dann wiederum virtuell Wind und Wellen ausgesetzt, um zu ermitteln, unter welchen Bedingungen das Schiff kentern oder sinken würde.

„Wir haben die Ergebnisse der Stabilitätsuntersuchungen des römischen Handelsschiffes mit einem vergleichbaren modernen Hochseeschiff, das uns als Referenz diente, verglichen und konnten feststellen, dass das antike Schiff kentersicherer war als das moderne, sich also durch eine gute Stabilität auszeichnete“, sagt Sebastian Ritz, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachgebiet Entwurf & Betrieb Maritimer Systeme. Des Weiteren ergaben seine computerbasierten Simulationen, dass das Schiff von Madrague auch den heutigen Anforderungen an die Schiffsstabilität, wie sie im International Code on Intact Stability festgelegt sind, genügt hätte.

Neben der hydrostatischen Betrachtung zur Kentersicherheit des antiken Schiffes wurde es ebenso auf seine Roll-, Tauch- und Stampfbewegungen im Seegang hin untersucht. Auch diesen hydrodynamischen „TÜV“ bestand das Schiff gut. „Seine Seegangseigenschaften sind durchaus mit den üblichen Bewegungsmerkmalen moderner Schiffe dieser Größe vergleichbar“, so Sebastian Ritz. „Lediglich die rundere Rumpfform dämpfte die Rollbewegung des Schiffes weniger, insbesondere bei seitlichem Seegang, sodass mehr Personen an der Bewegungs-Krankheit litten und sich wahrscheinlich erbrochen haben oder, kurz gesagt, seekrank wurden.“

Da Seekrankheit das Wahrnehmungsvermögen beeinträchtigt, mit Angst- und Panikattacken einhergeht und die Fähigkeit mindert, eine Situation realistisch einzuschätzen, könnte sie die Ursache dafür gewesen sein, dass die Schifffahrt von den Autoren antiker Reiseberichte als direkter Weg ins „nasse Grab“ empfunden wurde, so die Schlussfolgerung der Wissenschaftler. Hinzukommt, so Kirstein, dass die überlieferten Texte hauptsächlich von Laien und nicht von erfahrenen Seeleuten stammen. Auf die Seemänner wirkte heftiger

Sturm und hoher Wellengang aufgrund ihres Wissens und ihrer Erfahrung vielleicht weniger dramatisch und wurde nicht sofort mit dem Einläuten des letzten Stündchens assoziiert.

Das römische Handelsschiff war im Rahmen des damals Möglichen eine sichere Technologie, urteilen die TU-Wissenschaftler. Der Rumpf der Handelsschiffe zeige eine gute mechanische Stabilität, ein geschlossenes Deck machte ihn auch nach oben wasserdicht. Besegelung und Ruder verliehen den Schiffen eine gute Manövrierfähigkeit. Seelenverkäufer seien die römischen Handelsschiffe also nicht gewesen.

Weitere Informationen erteilen Ihnen gern:

**Dr. Thomas Kirstein**

TU Berlin

Fachgebiet Technikgeschichte

Tel.: 030/314-24083

E-Mail: [thomas.kirstein@campus.tu-berlin.de](mailto:thomas.kirstein@campus.tu-berlin.de)

**Sebastian Ritz**

TU Berlin

Fachgebiet Entwurf & Betrieb Maritimer Systeme

Tel.: 030/314-79860

E-Mail: [sebastian.ritz@tu-berlin.de](mailto:sebastian.ritz@tu-berlin.de)





# Lebendige Antike 2019

16. Wettbewerb für Schülerinnen und Schüler an allen Schulen in Berlin und Brandenburg, an denen Latein und/oder Griechisch unterrichtet wird.

Der LANDESVERBAND BERLIN & BRANDENBURG DES DEUTSCHEN ALTHILOLOGENVERBANDES (DAV) schreibt erneut den Schülerwettbewerb *Lebendige Antike* für den Fachbereich Alte Sprachen aus.

## Latein ist toll - und erst recht Griechisch!

Latein und Griechisch als Sprachen bzw. Unterrichtsfächer haben viele bekennende Befürworter. Aber schon seit längerer Zeit und besonders in den letzten Jahren stehen die Alten Sprachen unter dem Druck, sich rechtfertigen zu müssen.

Und deshalb soll mit dem aktuellen Wettbewerb eine *Kampagne pro Latein und pro Griechisch* gestartet werden, die sich mit folgenden Fragen auseinandersetzt:

Warum machen Latein und Griechisch Spaß?

Welche Gründe gibt es, Latein und Griechisch in der Schule zu lernen?

Welchen Nutzen bietet das Erlernen der lateinischen und der griechischen Sprache?

Welche Vorteile ergeben sich aus deren Kenntnis für das alltägliche Leben?

Welchen Sinn hat die Beschäftigung mit den Alten Sprachen im Zeitalter

fortschreitender Digitalisierung und Globalisierung?

Was ist das Tolle an Latein und Griechisch?

Wir rufen alle Latein- und Griechischschüler\*innen auf, ein **Werbeplakat** zu gestalten, das überzeugend und an-SPRECHEND (sic!) vermittelt:

*„Latein ist toll! Griechisch ist toll! Das muss man unbedingt können!“*

Es ist selbstverständlich, dass die Schüler\*innen, die gerade erst mit Latein oder Griechisch begonnen haben, eine andere Beziehung zu diesen Sprachen haben als diejenigen, die sich schon länger damit befassen oder gar kurz vor dem Abitur stehen.

Aus diesem Grund gibt es für den aktuellen Wettbewerb eine Unterteilung nach **Lernjahren**:

Gruppe A: 1. und 2. Lernjahr

Gruppe B: 3. und 4. Lernjahr

Gruppe C: ab dem 5. Lernjahr

Selbstverständlich werden bei der Bewertung der Beiträge die Jahrgangsstufen berücksichtigt, in denen die Sprachen gelernt werden (L1-L4).

Die Preisverleihung im 16. Wettbewerb **Lebendige Antike** fand am **Montag, den 17.06.2019 um 10.30 Uhr** in der **Aula des Goethe-Gymnasiums, Gasteiner Straße 23, 10717 Berlin** statt.

Latein ist langweilig?  
Latein ist viel zu schwer?

**Trau Dich!**

Latein **vermittelt** wichtige Fähigkeiten für den Alltag!  
Latein **hilft** andere Fremdsprachen zu erlernen!  
Latein **hilft** Grammatik zu verstehen!

**Lerne Latein!**

Do hast Interesse? - Weitere Informationen erhältst du im Sekretariat deiner Schule.

**· LATEIN · IST · TOLL ·**

Einige Vorteile sind: ... Vorteile können sein: ... Vorteile können auch sein: ...

Das ist toll... Das ist toll...

Dann besuche unsere Schule das **LEBENS und DENKENS**! Fanclub zur Kultur und Philosophie: **LERNE LATEIN!**

**LATEIN**

Salve!

VENI VIDI VICI

Laudare = loben  
Adesse = helfen  
Tum = dann  
Esse = sein  
Ibi = dort  
Ios = wir

Lustig  
Außergewöhnlich  
Toll  
Einzigartig  
Interessant  
Neues lernen

**KEEP CALM AND LOVE LATEIN**

*Amor fugit* **LATEIN** *maris.*

Hier eine kleine Auswahl der zahlreichen Einsendungen der Schülerinnen und Schüler.

Über die Ergebnisse des Wettbewerbs werden wir im nächsten Heft ausführlich berichten.

**Latein - das Ticket, das dich seit 2000 Jahren zum Erfolg bringt!**

Weil wir Latein lieben **SPQR**

Archenhold-Gymnasium Berlin  
Klasse 8/2  
Leonie Kühl, Jasmin Junghahn, Jannis Koll, Tom Uhlig, Loai Mnwawar

**Latein ist toll!**

Lernen Sie mit uns Latein! Es ist eine tolle Sprache und sie lernen viel neues, auch die Geschichte dieser Sprache ist sehr Interessant. Es macht Spaß neues kennenzulernen!

**KEEP CALM AND LOVE LATEIN**

Latein ist **COOL!**

Trachea  
Cor

# Zwei Stichwörter

– Von Klaus Bartels –



Soeben ist im Freiburger Rombach Verlag von Klaus Bartels das Buch **»Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen«** in 2. Auflage erschienen.

Die zwölf Kapitel von »Selbsterkenntnis, Gotteserkenntnis« bis »Bildung und Wissenschaft« laden immer wieder dazu ein, die Antike im Spiegel der Gegenwart, die Gegenwart im Spiegel der Antike zu betrachten.

## Stichwort »Kater«

**D**er Kater, von dem hier die Rede sein soll, figuriert im Wörterbuch nach einem „Erstens, siehe Katze“ unter „Zweitens“, und der Grosse Duden erklärt ihn als „schlechte seelische und körperliche Verfassung nach (über)reichlichem Alkoholgenuss“. Die Kater unter „Erstens“ heissen Minz oder Maunz, der unter „Zweitens“ heisst heute Aschermittwochs-Kater und hat eine irriternde Geschichte aus der Grenzregion von Herz und Hirn zu erzählen: Er ist zwei grandiosen Irrtümern des Aristoteles entsprungen und hat auch in neuerer Zeit noch zwei tolle Sprünge vollführt.

Der erste Irrtum war, dass der grosse Zoologe – anders als Platon – alle Hirnfunktionen wie Wahrnehmung,

Vernunft und Sprache und mit ihnen den „Ursprung der Wärme“, den „Zunder“ des Lebens, im Herzen lokalisierte und im Hirn lediglich einen ausgleichenden Kältespeicher erblickte. Und der zweite Irrtum war, dass ebendieser Aristoteles – hier wie Platon – das Blut als eine vollends verdaute und „verdampfte“, für alle Organe gleich aufbereitete „Nahrung“ ansah, die sich vom Herzen aus durch die Adern im ganzen Körper verteile. Wann immer, heisst es da weiter, die Temperatur der Hirnregion unter das angemessene Mass absinke, komme es, meteorologisch gesprochen, an dieser „Kaltfront“ zu Niederschlägen, zu Schnupfenflüssen:

„Denn wenn die Nahrung in warmen Dämpfen durch die Adern nach oben in die Hirnregion aufsteigt, kühlen sich ihre Rückstände unter der Einwirkung der Kälte in dieser Region ab und bilden Ausflüsse von dickerem und dünnerem Schleim. Man muss sich diesen Schleimfluss, um Kleines mit Grossem zu vergleichen, geradeso erklären wie die Entstehung des Regens. Denn auch da steigt ja zunächst Dampf von der Erde auf und wird von

seiner Wärme nach oben getragen; sobald er über der Erde in kältere Luft gelangt, kondensiert er durch die Abkühlung wieder zu Wasser und fällt als Regen auf die Erde herab.“

Das griechische Fachwort für diese inwendigen Niederschläge lautet *katárrhus*, „Katarrh“. Darin hat sich das Präfix *kata-*, „hinab-, hinunter-“, das uns etwa aus der „Katastrophe“, wörtlich einer „Hinabwendung“, oder aus dem „Katalog“, dieser „Herunter-“ oder dann umgekehrt „Aufzählung“, geläufig ist, mit dem Verbstamm *rhe-*, „fließen“, zu einem *katárrhoos*, zusammengezogen *katárrhus*, einem „Hinabfluss“, verbunden. Der Auslaut auf ein langes *-us*, der einer lateinischen Endung so täuschend ähnlich sah, ist im Deutschen abgefallen.

In der Leipziger Mundart war aus dem fremd und fachlich ins Ohr fallenden „Katarrh“ ein heimisch miauender „Kater“ entsprungen, und dort in Leipzig – doch

wohl in Auerbachs Keller – hat dieser Kater dann noch einen zweiten tollen Sprung getan. Da war dem Volk, das derlei Volksetymologien macht, und den Studenten vor den Zapfhähnen so „kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen“, dass sie das Wort vom Feld-Wald- und Wiesen-Schnupfen fröhlich auf einen sozusagen „verschnupften“ Katzen- oder Katerjammer am Morgen nach dem Zapfenstreich übertrugen. Und damit hatte dieser „Kater“ nach zwei Luftsprüngen auch wieder mit einem Hinabfluss zu tun.

Noch ein Nachgedanke zu Aristoteles und seinem grandiosen Irrtum: Wie kann das sein, dass der grosse Denker dachte, dass er alle seine Gedanken wie diese zu Herz und Hirn nicht zuoberst im Hirn, sondern zuinnerst im Herzen hatte? Wer sich darüber verwundert, mag sich fragen, woran und wie *wir* eigentlich spüren – oder zu spüren meinen –, wo da drinnen wir sehen und hören, uns freuen oder ärgern, und wo da drinnen wir unsere richtigen und irrigen Gedanken haben ...

## Stichwort »Punkt«

**G**leich am Ende dieses Satzes wird er erscheinen, der Punkt, der uns beim Lesen kurz innehalten lässt, und hier ist er schon, gleich nach dem Doppelpunkt: . Gefunden? Das Tüpfelchen Druckerschwärze am Fuss der Zeile, das der geneigte Leser da vor Augen hat, ist ein Stück antikes Erbe, das kleinste und unscheinbarste von allen, und das uns doch alle Augenblicke ins Auge fällt – da ist ja schon wieder einer: . Auch das Wort ist altes Erbe: Unser „Punkt“ steht wie seine Wortgeschwister *punto* und *point* für ein lateinisches *punctum*, und das ist die Lehnübersetzung einer gleichbedeutenden griechischen *stigmé*.

Zunächst zur Sache: Eine Interpunktion mit Punkt und Komma – auch mit dem „Paragraphen“, einer Unterstreichung am Anfang der Zeile, in der ein Satz endete – war in klassischer griechischer Zeit aufgekommen und wurde in hellenistischer Zeit zunehmend verfeinert. Sie konnte das Verständnis einer mehrdeutigen Textstelle klären und war gewiss überhaupt eine willkommene Lesehilfe. Die „fortlaufende Schreibung“, die *Scriptio continua* der Antike, kannte ja keine Wortzwischenräume, geschweige denn Gross- und Kleinschreibung, und so sah man doch wenigstens, wo ein Satz aufhörte und ein neuer anfang.

Einen ersten Hinweis auf solch ein klärendes Satzzeichen finden wir um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. bei Aristoteles. Er bemerkt, bei dem sprichwörtlich dunklen Heraklit sei es schon gleich im ersten Satz nicht leicht, richtig zu „interpunktieren“ – griechisch: *diastizein*, etwa: „zwischenzupunkten“. Und um die Wende vom 3. zum 2. Jahrhundert hat der alexandrinische Philologe

Aristophanes von Byzanz offenbar die Homerischen Epen, zumindest die „Ilias“, durchgehend interpunktiert; so bezeugt es die Kritik eines Späteren, der grosse Aristophanes habe dort im 1. Gesang, in Vers 72, einen Punkt – eine *stigmé* – falsch gesetzt.

Und nun zum Wort: Das von Aristoteles gebrauchte griechische Verb (*dia*-)stizein bedeutet – sprachverwandt – eigentlich „stechen“ und speziell „tätowieren, markieren“; die *stigmé* bezeichnet einen „Stich“ und dann ein „Mal“, einen „Punkt“, das *stigma* ein ganzes „Tattoo“. Auch die Lehnübersetzung ist ein wahrhaftes „Stich“-Wort: Das lateinische Verb *pungere* bedeutet wiederum „stechen“, sein Partizip *punctum* bezeichnet eigentlich wieder einen „Stich“ – daher das chirurgische „Punktieren“ – und dann im Sinne der *stigmé* den „Punkt“. Da haben wir des Pudels Kern: Der Punkt ist ein Mini-Tattoo, das einen Satzschluss „markiert“.

Die Griechen kannten Tätowierungen von fremden Völkern wie den Thrakern; sie selbst markierten derart allenfalls einen entlaufenen Sklaven. In Perikleischer Zeit haben die Athener ihre sa-

mischen Kriegsgefangenen mit einem Tattoo – einem *stigma* – der attischen Eule an der Stirn „stigmatisiert“. In seiner „Bunten Geschichte“ gibt Älian seinem Abscheu darüber Ausdruck; sein schauernder Blick zurück auf diesen barbarischen Akt der athenischen Demokratie ist es vielleicht gewesen, der neben den „Stigmata“, den Wundmalen Christi, auch das diskriminierende „Stigma“ in unseren Fremdwortschatz hat eingehen lassen.

Zugleich mit den Philologen haben die Mathematiker die *stigmé* in ihren Fachwortschatz aufgenommen, und durch sie steht der „Punkt“ seither für eine geringste Erstreckung und einen bestimmten Ort. Da gibt es bildliche Mittelpunkte und Schnittpunkte, Schwerpunkte und Standpunkte, Höhepunkte und Wendepunkte, den springenden Punkt im Ei und das Pünktchen auf dem „i“, und sogar eine eigene Tugend hat dieses Wort sich zugelegt: die punktgenaue Pünktlichkeit.

Im neueren Polit-Jargon kann ein Politiker auf der Beliebtheitsskala „punkten“, und wenn ein Lateiner mit seinem Latein am Ende ist, ruft er einfach „Punktum!“, und prompt ist wieder einer da: .

## Gyburg Uhlmann: Rhetorik und Wahrheit.

Ein prekäres Verhältnis von Sokrates bis Trump, XXV, 311 Seiten, 1. Aufl. 2019, J.B. Metzler, Part of Springer Nature - Springer-Verlag GmbH, 978-3-476-04750-2 (ISBN), 24,99 €, als e-book 19,99 €

**W**ie kommt es dazu, dass Lehrerinnen und Lehrer beim Thema Rhetorik sich vielfach mit der Lehre von den Stilfiguren begnügen? Warum lassen wir unsere

Schülerinnen und Schüler Anaphern und Hyperbata, Parallelismen und Anadiplosen zählen, um die rhetorische Qualität eines Textes quantifizieren zu können?

Gyburg Uhlmann führt zur Antwort auf diese Fragen die Leser ihres Buches »Rhetorik und Wahrheit. Ein prekäres Verhältnis von Sokrates bis Trump« im Vorwort in die Institutsbibliothek der Klassischen Philologie in Marburg: »Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich mich damals als junge Studentin, die gerade mit Eifer die ersten Schritte hinein in die Welt der antiken Literatur unternahm, auch dem Thema Rhetorik zuwenden wollte. Zu dieser Zeit hatte ich nur vage Vorstellungen davon, was Rhetorik eigentlich ist und was sie mit mir zu tun haben könnte. In der Rhetorik geht es doch irgendwie um das Überzeugen oder aber um das Überreden, so dachte ich. Nun gehörte und gehört es noch heute zum Rüstzeug der angehenden Philologin, dass sie sich zu diesem Zweck Heinrich Lausbergs Handbuch der literarischen Rhetorik zur Hand nimmt und zu Gemüte führt. Von diesem über 600 Seiten starken Band erwartete ich, in die Praxis der Redekunst eingeführt zu werden und natürlich auch etwas über die Tricks zu erfahren, mit denen der Redner seine Zuhörer lenken oder gar manipulieren kann. ... Als ich eines Abends in der Seminarbibliothek saß, erlebte ich nun aber eine Enttäuschung. Denn 'der Lausberg' tat all das gar nicht« (S. 3). Die Wendung brachte in einem späteren zweiten Anlauf die Lektüre der Rhetorik des Aristoteles:



»Das Fesselnde daran war, dass dieses Buch über Rhetorik nun direkt mit eben dieser Erfahrung einsetzte, die ich selbst gemacht hatte: mit der Erfahrung, dass es Rhetoriklehrbücher gibt, die lediglich formale Techniken und Mustervorlagen

liefern, mit denen man ein Rezept für seine Rede in die Hand bekommt, dessen Zutaten man nur noch zusammen zu rühren braucht, bei denen man aber am Ende nicht weiß, warum das alles so funktioniert und wie genau es funktioniert« (4). ... »So wurde mir damals klar, dass Platon und Aristoteles wirklich in das Auge des Sturms vorgedrungen sind. Denn sie stellten die Fragen und bieten ihren Leserinnen und Lesern bis heute Antworten auf die Themen an, die man in der Rhetorik wissen muss: Wie verhält sich die Rhetorik zur Wahrheit?« (6). Die andere Seite ihres Ansatzes sind gesellschaftliche Entwicklungen in der Gegenwart, die Stichworte Populismus, Demagogie, Fake News und alternative Fakten sind allgegenwärtig. Die Autorin fragt: »Wenn man meint, gar nicht mehr sagen zu können, ob oben oben und unten unten ist, ob es Methoden gibt, die Anzahl von Besuchern bei einer Veranstaltung zu zählen oder den Prozentsatz einer bestimmten Bevölkerungsgruppe anzugeben, und ob politische Bündnisse mit Nachbarstaaten Sicherheit erbringen oder ob egozentrisches Tyrannengebaren dem Gemeinwohl schadet – das sind alles unterschiedliche Fragen: Aber sind das nicht Dinge, über die es noch vor zehn Jahren einen breiten gesellschaftlichen Konsens gab? – wenn wir also über all dies nicht mehr einig sind, wie können wir es dann eigentlich noch schaffen, Meinungen und Argumente von anderen nicht nur auszuhalten, sondern uns darüber auch zu verständigen? Wie können wir noch miteinander sprechen? Und

wie stellen wir sicher, dass wir überhaupt noch über das Gleiche sprechen?» (7).

Welche Wege geht Gyburg Uhlmann in ihrem neuen Buch – das übrigens in intensivem Kontakt zu Lehrkräften sowie Schülerinnen und Schülern in einer Reihe von Seminaren, Vorlesungen und Kursen, u.a. der Veranstaltungsreihe »Rhetorik und Kommunikation – 10. Philosophisches Propädeuticum« an der FUB im Herbst 2018, entstanden ist: Sie erzählt in diesem Buch, »was

mich an der Rhetorik und ihren Standpunkten zur Wahrheit bewegt hat. Ich erzähle es als eine Geschichte der Rhetorik, die, während wir sie schreiben oder lesen, immer wieder ganz direkt im Dialog steht mit unseren heutigen Problemen und Möglichkeiten und die durch diesen Dialog weiterschrieben wird. Wenn ich berichte, was die Sophisten des 5. Jahrhunderts v. Chr. oder die Aufklärer im 18. Jh. mit der Rhetorik gemacht haben, dann nicht, weil dies alles so fremd, lange vergangen und daher vielleicht exotisch ist, sondern weil es ganz unmittelbar mit dem zu tun hat, was heute in den sozialen, neuen digitalen und klassischen analogen Medien geschieht und warum wir es heute mit einer so breiten Front mit Populismus und Demagogen zu tun haben, die es nicht nur gibt, sondern denen auch zugehört wird« (10).

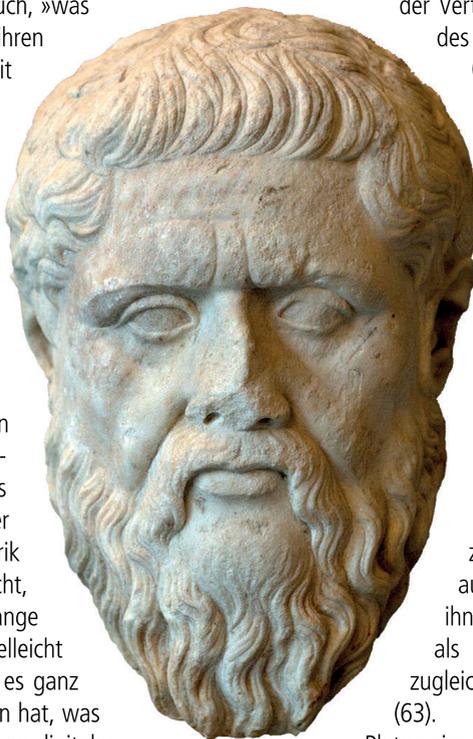
Ihre Streifzüge reichen im ersten Drittel des Buches von den Anfängen der Rhetorik in Sizilien, über die Wanderlehrer des 5. Jh.s v. Chr. ("Gorgias von Le-

ontinoi oder die Begründung alternativer Fakten", 47ff), zu Platon, Isokrates und Aristoteles (»Platons neue Rhetorik«, 64ff. – »Isokrates und der lange Atem der Bildung«, 121ff. – »Aristoteles – Wahrheit und Wahrscheinlichkeit«, 138ff.). (S. 48) Das Spektrum der Positionen wird von Anfang an deutlich. Gorgias z. B. hat kein Lehrbuch der Rhetorik vorgelegt, sondern erläutert die rhetorischen

Techniken an praktischen Beispielen wie der Verteidigungsrede des Palamedes und dem Lob der Helena.

Offensichtlich wird dabei seine Grundhaltung, dass die Rhetorik nicht der Wahrheit verpflichtet ist und dass durch sie nur Wahrscheinliches dargestellt werden könne (50ff.) »Der Redner kann mit verschiedenen Wahrscheinlichkeiten spielen, alternative Wahrheiten, alternative Sichtweisen der Dinge nebeneinanderstellen, ihre Uneindeutigkeiten ausnutzen und dadurch die Zuhörer auf seine Seite ziehen und ihnen seine eigene Position als die wahrscheinlichste und zugleich angenehmste verkaufen« (63).

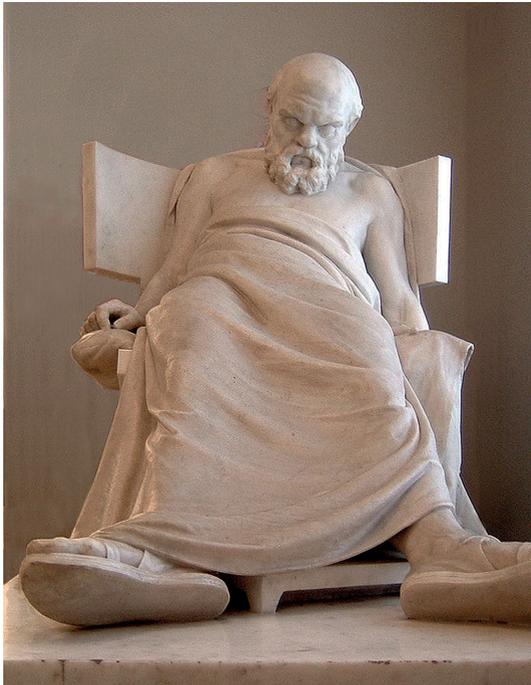
Platon nimmt dem großen Gorgias dann allerdings das Heft aus der Hand und präsentiert eine ganz andere Art von Rhetorik, die gar nicht ohne die Wahrheit und ohne ein Wissen von den Dingen auskommt. Die Autorin betont, dass Platon durch seine Schriften mit der gesamten Elite seiner Zeit und der Generation vor ihm ganz unmittelbar in Kontakt tritt und dass man Platons gesamtes Œuvre als Stellungnahme zur zeitgenössischen rheto-



Büste Platons – römische Kopie des griechischen Platonporträts des Silanion, Glyptothek München. (Zu sehen in der Berliner Ausstellung „Starke Typen. Griechische Porträts der Antike“) [https://de.wikipedia.org/wiki/Sokrates#/media/File:Head\\_Platon\\_Glyptothek\\_Munich\\_548.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Sokrates#/media/File:Head_Platon_Glyptothek_Munich_548.jpg)

rischen Bildungskultur betrachten könne (66, 68). Im Dialog Protagoras steuert Sokrates den zentralen Gedanken bei, dass das Austauschen von Meinungen und Argumenten nur dann einen Sinn habe und zu etwas führe, das besser sei als die einzelnen Meinungen der Kontrahenten, wenn diese dazu bereit seien, die Argumente der anderen auch wahrzunehmen und auf die eigene Meinung zu beziehen (69). (Diesen Gedanken betont auch der Islamwissenschaftler Thomas Bauer in seiner Dankesrede bei der Überreichung des neuen Sachbuchpreises der WBG: »Alternativlosigkeit ist Zukunftslosigkeit. Gefangen im Gegenwartsstau: Was die weltweit zunehmende Verwahrlosung der geisteswissenschaftlichen Bildung anrichtet«, FAZ vom 6. Juni 2019, S. 9). Im Dialog Gorgias sieht sich Sokrates der Position des Polos gegenüber, der bestreitet, dass der Redner wissen müsse, was gerecht und was ungerecht sei. Viel radikaler attackiert Kallikles die Thesen des Sokrates und proklamiert ganz offen, dass der Stärkere von Natur aus überlegen sei und erklärt alle moralischen Ansprüche und Grenzen zur bloßen Konvention (71). »Das ist harte Konfrontation, Es ist ein Gespräch ohne jede gemeinsame Grundlage. Es ist eine Diskussion, in der – auf Seiten des Kallikles – mit den härtesten Bandagen gekämpft wird. Kallikles droht sogar, Sokrates könne über seine Philosophie so sehr in Ungnade in der Stadt

fallen, dass die Bürgerschaft ihn hinrichten lasse« (72). ... »Wenn Platon diese Krise im Gorgias dem Radikalsophisten Kallikles als Drohung und als Szenario, das wie ein Damoklesschwert über Sokrates hängt, in den Mund legt, dann ist klar, dass es nun ans Eingemachte geht« (72f.). Gyburg Uhlmann zeigt hier sehr schön, wie in diesem berühmten Dialog argumentiert wird und wie man miteinander redet, woraus sich viel für aktuelle Fragen und Aporien der Kommunikation gewinnen lasse (75–90). Sie analysiert sodann ausführlich den Dialog Phaidros, der vor allem auch die Rhetorik des Isokrates in den Blick nimmt, der ganz offensiv die Position vertrat, dass es sowohl unmöglich als auch pragmatisch unnötig sei, dass sich der Redner mit einer ‚hinter den Meinungen liegenden‘ Wahrheit belaste (93). In einer »Zusammenfassung für Eilige« (die es auch für Aristoteles und Cicero gibt, S. 169ff. und 188ff.) fasst sie die Ergebnisse in knappen Thesen zusammen (117–120). – Thomas Bauer formuliert es ähnlich: »Wir leben in einer



Antokolskis Statue des sterbenden Sokrates, 1875, im Russischen Museum, Sankt Petersburg  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Sokrates#/media/File:MAntokolski\\_Death\\_of\\_Socrates.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Sokrates#/media/File:MAntokolski_Death_of_Socrates.JPG)

Zeit der Meinungen. Alle haben heute zu allem eine Meinung, die sie auch bereitwillig kundgeben, sei es in sozialen Medien, in Kommentaren und auf den Internetseiten der Zeitungen, auf welchen man oft auch direkt nach seiner Meinung gefragt wird und mit ‚ja‘ oder ‚nein‘ antworten muss. ... Nun kann man eine Meinung zu einem Thema haben, ohne viel darüber zu wissen. Eine fundierte

Zeit der Meinungen. Alle haben heute zu allem eine Meinung, die sie auch bereitwillig kundgeben, sei es in sozialen Medien, in Kommentaren und auf den Internetseiten der Zeitungen, auf welchen man oft auch direkt nach seiner Meinung gefragt wird und mit ‚ja‘ oder ‚nein‘ antworten muss. ... Nun kann man eine Meinung zu einem Thema haben, ohne viel darüber zu wissen. Eine fundierte

Meinung zu haben setzt aber fundiertes Wissen voraus.« a.a.O.).

Ein großes Kapitel widmet G. Uhlmann einem der »langlebigsten Denker der Antike«: Isokrates. »Sein Name wird heute selten genannt. Das war in der Antike ganz anders: Seine neue Methode des Rhetorikunterrichts und sein Anspruch, der Erzieher in Athen zu sein, bestimmte die Bildungsdis-kurse seiner Zeit, also des 4. Jh.s v. Chr. Auch noch 350 Jahre später outete sich Cicero als glühender Bewunderer der Rhetorik und der Bildungsideen dieses großen Lehrers. Sein Einfluss war also nachhaltig« (121). Isokrates »versteht die Rhetorik deswegen als einzig richtige Politik, weil sie auf die Erkenntnis einer ohnehin unerreichbaren Wahrheit zugunsten einfacher Wahrscheinlichkeiten, die den Zuhörern plausibel seien, ganz grundsätzlich verzichte. Rhetorik bezieht sich damit nach Isokrates ganz auf das unmittelbar praktisch Relevante« (128). Platon hatte in Auseinandersetzung mit Gorgias von Leontinoi betont, dass die traditionelle Rhetorik »nicht eine Wissenschaft, sondern bloß eine Verfahrenstechnik ist, die auf das Hervorrufen von Lust und Wohlbefinden abziele (Pl. Gorg. 462c4-7). Unter diesen Schmeicheleien wiederum, die Sokrates auch als Scheinkunst bezeichnet, sei die Rhetorik - wie gesagt: die Rhetorik des Gorgias - diejenige, bei der es um Recht und Unrecht im Staat gehe« (130).

Für Aristoteles ist Rhetorik, die Schwesterdisziplin zur Dialektik, in allererster Linie eine Wissenstechnik; es soll ein Wissen von dem, was jeweils überzeugend ist, ermittelt werden. Er hat sich intensiv mit seinen Vorgängern und den Lehrwerken, die zu seiner Zeit vorlagen, auseinandergesetzt und positioniert sich dabei eindeutig gegen eine rein an praktischen Belangen orientierte Redetechnik. Seine Konzeption zeigt in ihren Grundlagen eine deutliche Nähe zu seinem Lehrer Platon. (171f.)

Gyburg Uhlmann geht – abgesehen vom Einstieg »Cicero und die Erfindung des ‚Alten Streits zwischen Philosophie und Rhetorik‘« (25ff.) weiterhin chronologisch vor bei ihrem Gang durch die Geschichte der Rhetorik. Auf die »Lehrbuchrhetorik

im Hellenismus« (173ff.) folgt das umfassende Kapitel »Ciceros vollkommener Redner und Cicero, der vollkommene Redner« (179ff.), sodann »Quintilian – das Handbuch der Rhetorik und die Allgemeinbildung« (191ff.); die »Rhetorik im Literaturbetrieb der römischen Kaiserzeit« (203ff.) – mit besonderem Blick auf Petron und Lukian - und die »Rhetorik im Christentum: die Kirchenväter und ihre rhetorische Bildung« (211ff.), speziell bei Hieronymus und Augustinus.

Der zweite Teil des »Streifzugs durch die Geschichte des Ringens um die Wahrheit in der Rhetorik präsentiert einzelne Notizen und Randbemerkungen zu Rhetoren und ihren Vorstellungen von Wahrheit, die nach der Antike gedacht und formuliert wurden« (225). Besonders spannend fand ich das Kapitel »Rhetorik im 20. Jh. und heute: Das Problem mit den Emotionen« (253ff.), besonders den Abschnitt über Barack Obama und die Traditionen, in denen seine Rhetorik steht, und seine rhetorischen Mittel wie Kontrastbildung, die Steigerungsreihe und das Einsetzen von persönlichen Anekdoten (256ff.). Beeindruckend die Analyse der Rede anlässlich der Absolventenfeier der Rutgers University am 15. Mai 2016. Es geht darum, was die Vernunft in der Politik und im Leben einfordert. »Obama umreißt das Problem mit scharfen Konturen: Wahrheit und Wissen sind dann als Basis unserer gesellschaftlichen Auseinandersetzung in Gefahr, wenn die politischen Führer ihre Missachtung gegenüber diesen Gütern aussprechen und wenn sie Wissenschaftler eben dafür diffamierten, dass sie sich auf Fakten und Begründungen beriefen« (260). In einer weiteren Passage argumentiert Obama platonisch. Es geht dabei um die Frage, was denn ein guter Redner wissen müsse und welche Rolle Wissen überhaupt in unserer Gesellschaft spielt oder spielen sollte.

Der dritte Teil des Buches (275ff) greift auf gewöhnliche Situationen zu, in denen Rhetorik und Wahrheit in ein prekäres Verhältnis geraten. An Beispielen diesseits und jenseits des Atlantiks fehlt es nicht. Nachdem Gyburg Uhlmann in ihrem Streifzug durch die Geschichte von Rhetorik und

Wahrheit unterschiedliche Bildungsmodelle und Positionierungen der Rhetorik sowie Gegenmittel gegen manipulative Rhetorik aufgezeigt hat, fragt sie jetzt genauer, worin man überhaupt demagogische Reden erkennt und was man ihnen entgegenzusetzen kann. Dazu listet sie neuere Definitionen von Demagogie auf und setzt sie in Bezug zu Platons Begriff der demegoria, den Platon als Kampfbegriff eingeführt hat, um seine eigenen Argumentationsstrategien von einer sophistischen Rhetorik und Methodik abzugrenzen. Mit vielen Beispielen für die Kommunikationstechniken des 45. Präsidenten der USA wartet die Autorin 289ff. auf, etwa »die Verwendung von (oft beleidigenden) Attributen, die mit einem Eigennamen oder anderen Begriffen eine feste Verbindung eingehen« (289), die sie »demagogische Epitheta« nennt in deutlichem Unterschied zu den Epitheta ornantia in den Homerischen Epen: »Zu den Epitheta, die diese Epen verwenden, gehören positive oder wertneutrale Attribute. Verunglimpfungen gibt es nicht« (292). Weiter geht es um »Alternative Wahrheiten«, zu verstehen als Argumentverweigerung und Paralleldiskurse (301ff).

Wie umgehen mit solchen Phänomenen? Gyburg Uhlmann hat natürlich recht, dass historische Si-

tuationen, die weiter zurückliegen, und aus älteren Traditionen stammende Vorschläge und Analysen als Anschauungsmaterial und Gegenstand der Überlegungen oft von Nutzen sind. Insofern bietet ihre Untersuchung »Rhetorik und Wahrheit« eine Fülle von Material für die gegenwartsbezogene Auseinandersetzung im Latein- und Griechischunterricht. Das Buch schließt mit dem Appell: »Ein Sachwissen, das eine kritische Prüfung eigener Meinungen oder der Meinungen anderer erlaubt, und die Vermittlung von Techniken, dies zu leisten, gehören in die Schulen und Universitäten als Lerngegenstand und als methodische Grundlage. An den Schulen entscheidet sich, ob demagogische Strategien ankommen oder nicht. An den Schulen liegt es, ob die Meinungsbildungsprozesse in einer Gesellschaft zunehmend emotionalisiert und von kritischen Nachfragen entkoppelt werden. An den Schulen hängt es, ob sich Populismus und seine rhetorische Methode, die Demagogie, in einer Gesellschaft durchsetzen und als Paralleldiskurs gegen die intellektuellen Eliten festsetzen. Das ist viel Verantwortung und braucht viel Unterstützung. Politik, Wissenschaft, Gesellschaft: Alle sollten den Weg für diese große Bildungsaufgabe freimachen« (315).



Jacques-Louis Davids Der Tod des Sokrates (1787)

[https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8c/David\\_-\\_The\\_Death\\_of\\_Socrates.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8c/David_-_The_Death_of_Socrates.jpg)

## Andreas Englisch, Mein Rom.

Die Geheimnisse der Ewigen Stadt.  
Verlag C. Bertelsmann, München,  
2. Auflage 2018, 480 Seiten, 16-seitiger  
farbiger Bildteil, ISBN: 978-3-570-10359-3,  
€ 22,0

**Z**u Zeiten meiner ersten Rom- und Italienreisen hatte ich zahlreiche einschlägige Titel von Reinhard Raffalt (die ich vorwärts und rückwärts las) im Regal stehen, dazu die Kunstreiseführer von Eckart Peterich, die einbändige, später zweibändige Ausgabe des Guide Bleu, hinzukamen weitere Titel von Filippo Coarelli, Edmund Bucher, Wolfgang Helbig, Herbert Alexander Stützer, Franco Barelli und etliche andere Bücher, dazu noch Bildbände, Museumsführer und Reiseführer in Taschenbuchform. Bald hatte ich angesichts der vollen Regale den Eindruck, es sei genug.

Dann wurde ich aufmerksam auf einen neuen Titel: »Mein Rom« von Andreas Englisch. Der Klappentext sprach mich an: »Sie wissen schon alles über Rom? Wenn Sie Andreas Englisch kennen, ahnen Sie, dass Sie sich täuschen. Wie kaum ein anderer versteht es der ausgewiesene Vatikan-Experte, der seit drei Jahrzehnten in Rom lebt, dessen mehr als zweitausendjährige Stadtgeschichte zum Leben zu erwecken. Mit dem jungen Römer Leo folgt er Gladiatoren in ihre Trainingsarena, den Spuren genialer Künstler in den Vatikanischen Museen, erzählt von raffgierigen und weisen Päpsten, von verborgenen etruskischen Fresken, Gewinnern und Verlierern der Stadtgeschichte und vom seltsamen Humor eines vielleicht gar nicht existierenden Gottes, der doch das Schicksal Roms bis heute prägt. Dieses Buch ist kenntnisreich, spannend und amüsant, frech, verblüffend und unwiderstehlich.« Das machte mich neugierig und ich besorgte mir »Mein Rom«. Der Autor ist Journalist mit Akkreditierung im Vatikan und lizenzierter Fremdenführer in Rom. Eine nicht ganz einfach zu erlangende Qualifika-

## Andreas Englisch Mein Rom

Die Geheimnisse der Ewigen Stadt



tion. Er begibt sich mit dem Leser auf eine Sightseeing-Tour der besonderen Art: Andreas Englisch konzipiert die Stadtführung, nachdem sein Sohn Leo durch eine Prüfung gefallen ist. Dieser (in Rom geboren und kurz vor dem Abitur) will nämlich unbedingt

die Schule von Fernanda besuchen, welche ihn zur Prüfung zum Fremdführer vorbereiten soll. Denn mit diesem Beruf kann man in der ewigen Stadt sehr viel Geld verdienen und er will damit sein Studium finanzieren. 450 € verdient ein Fremdenführer im Durchschnitt – am Tag! Kein Wunder also, dass Englischs Sohn Leonardo gerne in die Fußstapfen seines Vaters treten möchte, nur ist er leider ein fauler Knabe. Er liest offensichtlich keine Bücher, deshalb bittet er schließlich seinen Vater um Hilfe. Der muss ihm bis zum Wochenende (zunächst zum Thema St. Peter) all das einbimsen, was er in den letzten zwei Jahren gemütlich hätte lernen können. Am besten geht so was immer noch, wenn man sich direkt an den Ort des historischen Geschehens begibt.

Andreas Englisch pflegt als Journalist intensive Kontakte zu Museumsleuten und erinnert sich an ein spezielles Phänomen, das Lehrkräften nicht ganz unbekannt ist: »Ich habe einen Freund, der in der Museumsverwaltung der Stadt Rom arbeitet. Er nannte dieses Phänomen GAH, Gehirn-Ausfall-Hilfe. Sie hatten die GAH für Schüler zufällig entdeckt. In den Museen werden die ausgestellten Kunstwerke in der Regel beschriftet. Genannt werden meist der Künstler, der Titel des Werks und wann es geschaffen wurde. Die Erfahrungen hatten gezeigt, dass Schüler sich über Generationen hartnäckig weigerten, diese Beschriftungen zu lesen. Verzweifelte Lehrer unternahmen alles

Mögliche, von der Schmeichelei bis zur offenen Androhung von Sanktionen, um die Schüler dazu zu bringen. In den Schülerköpfen schien es aber eine Art automatischer Blockade zu geben. Ein Zufall führte zur Entdeckung einer GAH. Ein Computerfreak in der Verwaltung hatte aus Spaß zwei Bildunterschriften digitalisiert. Die Nutzer mussten einen Barcode in das Smartphone einlesen, dann erschien dort die Bildunterschrift. Das Ergebnis ist das gleiche: Auf dem Handy-Display erschien der Titel des Werks, der Maler, das Jahr der Entstehung. Und es geschah etwas, was kein Mensch für möglich gehalten hatte. Die Schüler waren geradezu hingerissen von den Bildunterschriften, aber nur wenn sie vorher den Text mit dem Barcode in ihr Handy eingescannt hatten – und sie lasen sie dort tatsächlich« (S. 23–25).

So wandern Vater Andreas und Sohn Leonardo also durch Rom: Sie steigen auf das Kapitol, erleben vibrierende Plätze und atemberaubende Aussichtsterrassen, besuchen den Petersplatz,

den Petersdom, die Sixtinische Kapelle und die Vatikanischen Museen, Santa Maria Maggiore und Santa Prassede, besichtigen das Kolosseum, das Pantheon und das Kapitol. Überall entdecken sie faszinierende und verblüffende Geschichten hinter den Denkmälern, sie folgen den Spuren Gottes, der großen Liebe des Borgia-Papstes und den Ideen genialer Künstler, tauchen ein in die Welt kunstbesserer und raffgieriger Päpste, öffnen lang verschlossene Gräber und entschlüsseln Botschaften hinter weltberühmten Fresken (es gibt zu seiner Auswahl aus den *Mirabilia urbis Romae* ein 15-seitiges Register). Nach und nach gelingt es dem Vater tatsächlich, das Interesse seines Sohnes für die Geheimnisse hinter den Mauern seiner Heimatstadt zu wecken, während umgekehrt Leo(nardo) seinem Vater zeigt, wie die jungen Römer heute mit den Relikten der Geschichte leben. Diese Kontrastierung – quasi der Generationenkonflikt zwischen Vater und Sohn – macht den besonderen Reiz dieses Buches aus.



Der Autor und sein Sohn Leo auf der Piazza Navona, Foto privat, © C. Bertelsmann Verlag



Porträt Raffaels von Papst Julius II. in der National Gallery in London  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Julius\\_II.#/media/Datei:Pope\\_Julius\\_II.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Julius_II.#/media/Datei:Pope_Julius_II.jpg)



### Porta Maggiore und das Grabmal des Bäckers Eurysaces

[https://commons.wikimedia.org/wiki/Porta\\_Maggiore?uselang=de#/media/File:Esquilino\\_-\\_Porta\\_Maggiore\\_e\\_sepolcro\\_del\\_fornaio\\_1681.JPG](https://commons.wikimedia.org/wiki/Porta_Maggiore?uselang=de#/media/File:Esquilino_-_Porta_Maggiore_e_sepolcro_del_fornaio_1681.JPG)

Der Autor versteht es, auf seine ganz besondere Art die Neugier zu wecken und im Dialog Dinge auf den Punkt zu bringen. Beispiel: Oma Martha und Santa Prassede. »Es ist die einzige Kirche Roms, die sich im Gewirr der Gassen rund um Santa Maria Maggiore regelrecht zu verstecken scheint – mit viel Erfolg. Nur eine unscheinbare Seitentür führt in die Kirche hinein. Aber es ist, wie durch Ali Babas Felsspalte in eine Schatztruhe zu gelangen. ‚Nicht zu fassen‘, staunte Leo. ‚Ich weiß nicht, wie oft ich mit der Vespa über die Piazza Santa Maria Maggiore gefahren bin, aber dass hier so etwas verborgen sein könnte, hätte ich nie für möglich gehalten.‘ – ‚Deine Großmutter war glücklich hier.‘ – ‚Wieso eigentlich? Weil sie die Kirche selber entdeckt hatte?‘ – ‚Nein, die Kirche machte etwas Seltsames mit ihr. Sie ent-

deckte hier das eigentliche Geheimnis der Stadt Rom.‘ – ‚Und das wäre?‘ – ‚Sie kam nach einem Streifzug durch die Stadt, bei dem sie diese Kirche entdeckt hatte, nach Hause und stellte mich zur Rede. Sie hatte eine Frage.‘ – ‚Und was war das für eine Frage?‘ – ‚Wann hört es auf?‘ – ‚Was meinte sie?‘ – ‚Sie wollte wissen: Wann hört es auf, dass man in Rom ein Tor öffnet in einer Gasse, oder eine Treppe hinuntersteigt, die man fast übersehen hätte, und dann entdeckt man so sagenhafte Schätze wie Santa Prassede? Sie wollte wissen: Wann gibt es hier keine Überraschungen mehr?‘ – ‚Es hört nie auf. Ich lebe jetzt seit 31 Jahren in Rom, und heute bin ich mir dessen sicher, was ich damals meiner Mutter antwortete: dass es in dieser Stadt immer wieder einen Schatz zu entdecken gibt, mit dem man nicht gerechnet



Giovanni Paolo Pannini: Santa Maria Maggiore und die Mariensäule, Gemälde um 1745  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Santa\\_Maria\\_Maggiore#/media/Datei:Giovanni\\_Paolo\\_Pannini\\_-\\_The\\_Piazza\\_and\\_Church\\_of\\_Santa\\_Maria\\_Maggiore.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Santa_Maria_Maggiore#/media/Datei:Giovanni_Paolo_Pannini_-_The_Piazza_and_Church_of_Santa_Maria_Maggiore.jpg)

hat'« (S. 408). Diese Episode erinnert an eine bei R. Raffalt nachzulesenden Anekdote Papst Leos XIII., in der er einem Rombesucher gegenüber einräumt, auch nach 30 Jahren in Rom die Stadt noch nicht vollends zu kennen.

Einen anderen Kniff verwendet Andreas English bei der Erschließung eines Kunstwerkes, Gebäudes oder archäologische Objektes, z.B. beim Fresko der Schule von Athen: »Das ist es also, stellte Leo lakonisch fest. ‚Es gibt keinen Souvenirshop mit Postkarten, Handtaschen, Schals und Feuerzeugen, wo dieses Bild nicht zu sehen ist. Wieso eigentlich? Wieso ist dieses Bild so berühmt?‘ – ‚Um es zu verstehen, musst du dich wieder verwandeln.‘ – ‚Meinetwegen‘, sagte er,

‚und wer bin ich jetzt?‘ – ‚Du bist ein Kardinal aus der Provinz, du stammst aus einer weit entfernten Stadt, sagen wir, aus dem Norden Englands. Noch gibt es die anglikanische Kirche nicht, der Streit mit Heinrich VIII., der in der Abspaltung der Kirche von England endet, wird erst in ein paar Jahren geführt werden. Du bist also von weither gekommen und wartest jetzt im Arbeitszimmer des Papstes auf Julius II. und schau dir das Fresko an. Was denkst du dann?‘ – ‚Keine Ahnung. Vielleicht denke ich: Ist ja ganz hübsch.‘ – ‚Aber nein, das denkst du nicht, du denkst etwas ganz anderes: Du bist außer dir vor Entsetzen. Der Papst, das Zentrum der Christenheit, hat sich einen Raum malen lassen, auf dem Heiden zu se-

Romuli et Remi Templom.

Des Romuli und Remi Tempel. XIII



Vestigia Templi Pacis.

Des Frieden-Tempels Anzeig.

SS. Cosma e Damiano, noch mit dem 1600 zerstörten Campanile, der sogen. Romulus-Tempel im Vordergrund, Stich von Giovanni Battista Falda (1665)

[https://de.wikipedia.org/wiki/Santi\\_Cosma\\_e\\_Damiano\\_\(Rom\)#/media/Datei:FALDA\\_Cosma\\_e\\_Damiano.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Santi_Cosma_e_Damiano_(Rom)#/media/Datei:FALDA_Cosma_e_Damiano.jpg)

hen sind, jede Menge Heiden. Du wirst dich fragen: Ist der Papst verrückt geworden? Statt sich mit den Bildern von Heiligen, Kirchenlehrern, mit Darstellungen von Christus, Petrus und Paulus zu umgeben, lässt der Papst auf eine prächtige Wand Heiden malen, die nicht getauft sind, sich nicht zu Christus bekennen, die weder wussten, was die Kommunion noch was ein Bischof ist. Dann kommt der Papst, Julius II. Er wird dich als Kardinal brüderlich empfangen, und dann wir er mit Heiterkeit dein Entsetzen über das Fresko bemerken. Was er dann tun wird, lässt dich sprachlos zurück. Das Bild gibt ihm die Gelegenheit, es dir zu erklären. Der Papst wird zunächst auf die beiden Männer in der Antike deuten: Aristoteles,

der sein wichtigstes Werk, die Nikomachische Ethik, unter dem Arm hält, und auf Platon, der sein Dialogwerk Timaios trägt. Dich als Kardinal wird erschüttern, dass der Papst allein den Namen Aristoteles in den Mund nimmt. Du bist ein Hinterwäldler und dir ist suspekt, dass die Kirche auf die Lehren eines Heiden hören soll. Im Mittelalter wehrte sich die Kirche lange, die Bedeutung der antiken Philosophie zu erkennen'«. (S. 298f.) – Hier nun beschreibt und erklärt Andreas Englisch in Gestalt Julius II. das Wandfresko, ein Dutzend oder mehr Namen fallen, die Erläuterungen münden in die Erkenntnis, dass das Werk »das Antlitz einer neuen Zeit« ist: »Hier fängt eine neue Epoche an. Hier kommen wir alle her. Wir



Stanza della Segnatura im Vatikan für Papst Julius II., Wandfresko: Die Schule von Athen (1509)  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Raffael\\_058.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Raffael_058.jpg)

werden anfangen, Fragen zu stellen und zu forschen, wir werden Medikamente entdecken und Seuchen wie die Pest und biblische Krankheiten wie Lepra besiegen, an denen die Menschen des Mittelalters elendig gestorben sind. Wir werden aufhören, die Errungenschaften der Antike als Teufelszeug anzusehen.' – ‚Moment mal, widersprach Leo. ‚Ich glaube, dass du doch verdammt optimistisch bist. Ich kenne jede Menge Leute, die haben keine Ahnung davon, dass sie mit diesem Fresko auch nur das Geringste zu tun haben. Die würden es für Schwachsinn halten, wenn du ihnen sagst, dass sie von da herkommen'« (S. 303). Dem Autor fällt es nicht schwer, seinem Sohn die revolutionäre Einsicht der »Schule von Athen« deutlich zu machen: »Dieses Fresko ist seiner Zeit so unendlich weit voraus, dass selbst ein halbes

Jahrhundert danach hochgebildete Männer wie Vasari immer noch nicht wagten, den Gedanken zu denken, den dieses Bild erklärt« (S. 305). Ob das nun alles so stattgefunden hat, oder nicht doch eher ein Kniff ist, um einen unterhaltsamen Kultur- und Reiseführer durch Rom zu schreiben, sei dahingestellt, an einigen Stellen mag man begründete Zweifel haben. Aber die Geschichten, die Andreas Englisch über »seine« Stadt Rom ausgräbt, sind unterhaltsam, lehrreich, teilweise ungewöhnlich und man findet sie nicht unbedingt in jedem Reiseführer. Es ist eine sehr persönlich gefärbte Sicht auf die Dinge, aber immer steht diese persönliche Sicht im Licht der historischen Ereignisse. In Rom, so scheint es, ist die Vergangenheit in der Gegenwart lebendig, aber die Römer, das ist wiederum sicher, nehmen dieses

Geschenk als selbstverständlich hin. Ganz nebenbei verknüpft Andreas Englisch diesen persönlichen Reiseführer noch mit seiner Biografie, die in vielen amüsanten und interessanten Details untrennbar mit Rom verbunden ist. Eine Generation liegt zwischen seiner ersten Begegnung und heute und man ist erstaunt, wie sehr sich selbst die »Ewige« Stadt in dieser einen Generation verändert hat. Amüsant zu lesen auch die beiläufig erzählten Unterschiede in den touristischen Wegen nach Rom heute sowie vor dreißig und mehr Jahren, Unterschiede im Umfang des Budgets, der Verpflegung und der Übernachtungsmöglichkeiten; der Hinweis, dass Rombesucher den Nachtzug ab München Hauptbahnhof, »Abfahrt gegen halb neun« (S. 48), nahmen, weckt vielfältige Erinnerungen an das Ein- und Ausladen des Gepäcks durch die geöffneten Zugfenster, an den Lokwechsel vor Mitternacht am Brenner, an die nächtlichen Stopps in Verona und Bologna und die wachsende Spannung und Vorfreude ab Orvieto; Rom war spätestens dann erreicht, wenn die Porta Maggiore zu sehen war.

Andreas Englisch, geboren 1963 in Werl, studierte in Hamburg Journalistik und Literaturwissenschaft. 1987 zog er für ein halbes Jahr nach Rom um dort Italienisch zu lernen, verlor sein Herz an die Stadt und blieb. Zehn Jahre leitete er das römische Korrespondentenbüro des Axel-Springer-Verlages. Seit 1995 begleitet er die Päpste manchmal bei ihren Flugreisen. Er stand in engem Kontakt zu Papst Johannes Paul II. und hat Benedikt XVI. auf vielen Reisen begleitet. Er ist Autor der Bestseller »Johannes Paul II.«, »Habemus Papam« und »Die Wunder der katholischen Kirche«.

Das Buch endet mit Leos überraschender Bemerkung: »Weißt du, was, sagte er plötzlich, ich würde gern weitermachen mit dir ... Wie viel von Rom haben wir denn gesehen?' – ‚Einen kleinen Teil.' – ‚Dann lass uns doch weitermachen,‘ – ‚Das entscheiden nicht wir, sagte ich ihm. ‚Das entscheiden die, die dieses Buch lesen werden. Wenn es ihnen gefällt, dann machen wir weiter.‘« (S. 457) – Andreas Englisch sollte schon mal mit dem Konzept für einen Folgeband beginnen!



Andreas Englisch auf der Piazza San Pietro, Foto privat, © C. Bertelsmann Verlag

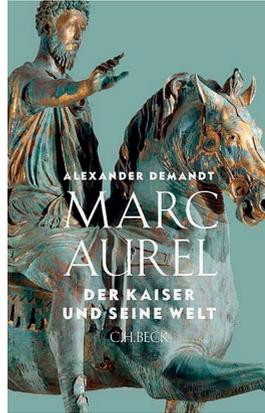
**Alexander Demandt: Marc Aurel.**

**Der Kaiser und seine Welt.**

Verlag C. H. Beck, München 2018, 2. Aufl. 2019. 592 S., 44 Schwarzweißabbildungen und 18 farbige Abbildungen im Tafelteil, 3 Karten und 1 Stammbaum, Hardcover (in Leinen) mit Schutzumschlag, 32 €, ISBN 978-3-406-71874-8

**D**en Philosophen auf dem Kaiserthron kennt selbst derjenige, der die »Selbstbetrachtungen«, das nach dem Tod des Kaisers im Frühjahr 180 im Legionslager vor Vindobona, dem späteren Wien, bei seinen Habseligkeiten gefundene Manuskript, nicht gelesen hat. Entweder aus Ridley Scotts überaus erfolgreichem Monumentalfilm »Gladiator«, an dessen Beginn der greise Kaiser den Sieg über sehr wilde Germanen erringt. Oder von dessen berühmtem Reiterstandbild, dem *Caballus in Rom*, dem *grande simbolo di Roma*, das seit dem 21. April 1990 zunächst hinter Glas im Kapitolinischen Museum stand, ehe der Anbau im Konservatorenpalast fertig war, wo es heute steht. (Im österreichischen Tulln, am Ufer der Donau, steht übrigens seit dem Jahr 2001 eine freie Nachbildung der berühmten Reiterstatue von Michail Nugin). Oder von der Säule auf der Piazza Colonna mit ihrem spektakulären 245 m langen Bildprogramm. Oder vom monumentalen Bau der Porta Nigra in Trier, bei deren Ähnlichkeit mit dem Regensburger Nordtor des 179 erbauten Legionslagers, der Porta Praetoria, an denselben Architekten zu denken ist. Zu vernachlässigen ist hier, dass auch ein deutsches Modelabel den Namen des römischen Kaisers in Anspruch nimmt, das seit 1972 in Gütersloh zu Hause ist.

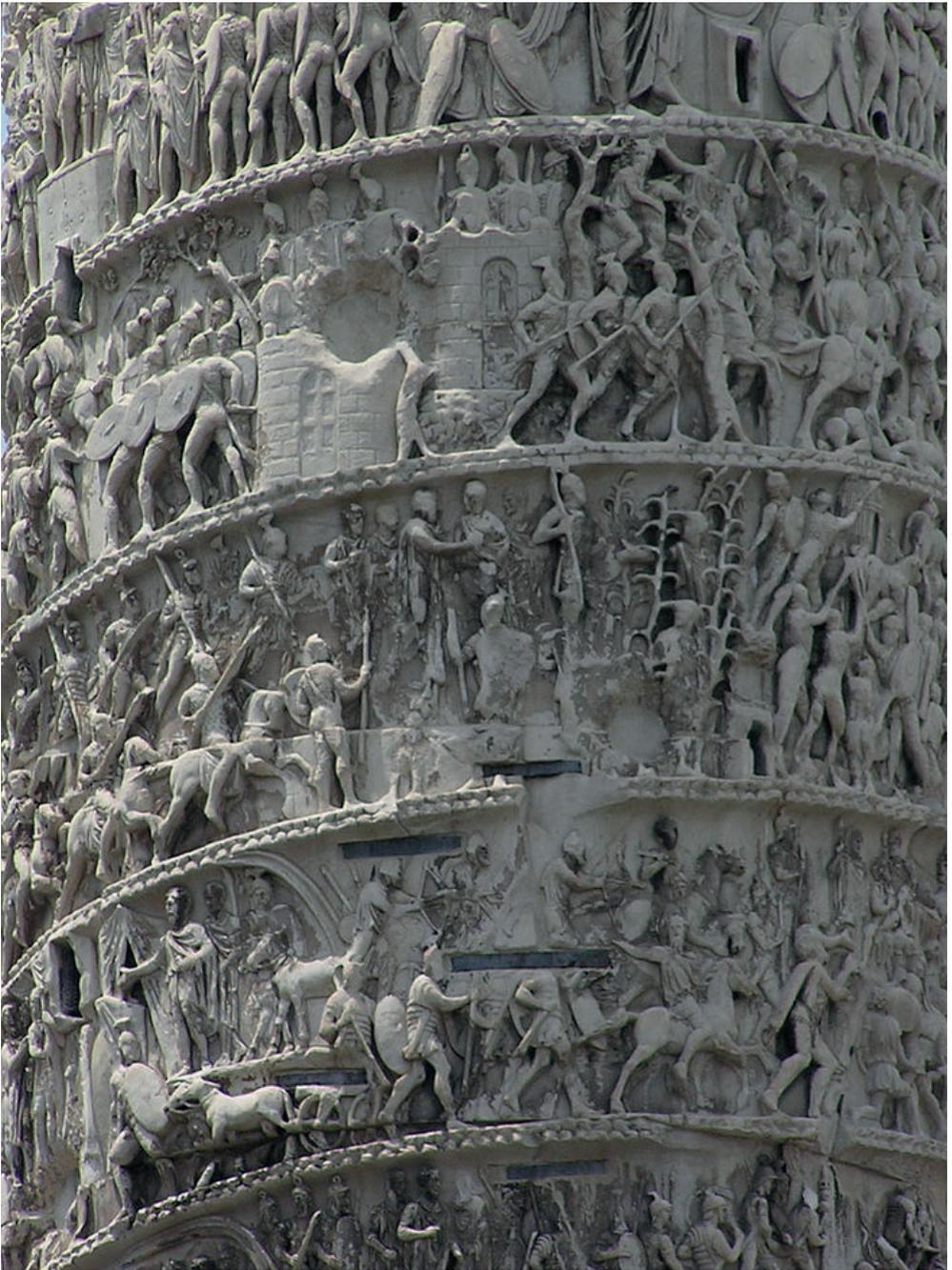
Zurück zu dem Namen, der eher für vorbildliche Herrschertugenden und philosophische Bildung steht (und der in den Zeiten der Aufklärung geradezu zum Modeautor aufstieg), weshalb sich gerne Staatsmänner auf ihn berufen haben; zu ihnen



zählte auch Helmut Schmidt, dessen Gedenken (zu seinem 100. Geburtstag am 23.12.2018) Alexander Demandt seine Kaiserbiografie, gewidmet hat. »Keinen römischen Kaiser kennen wir so genau wie Marc Aurel. Dies beruht auf einer ungewöhnlich guten

Quellenlage. Wir besitzen zwei verlässliche Lebensbeschreibungen, eine komplette lateinische und eine fragmentarische griechische, sowie einige Kurzviten. Singulär sind die Selbstzeugnisse des Kaisers: seine frühen Briefe und die philosophischen Tagebücher. Viele seiner Gesetze atmen seinen Geist. Hinzu kommen wie üblich die Münzen und Inschriften sowie die großen Monumente, die Reiterstatue und die Reliefs vom Ehrenbogen. Die vornehmste Quelle über Marc Aurel sind seine philosophischen Tagebücher. Sie sind griechisch geschrieben und tragen in den Manuskripten die Überschrift *Markou Antoninou autokratoros ton eis heauton biblia XII*, »die zwölf an sich selbst gerichteten Bücher des Kaisers Marcus Antoninus« (S. 45f).

Bücher haben ihre Geschichte, nicht nur die des Philosophenkaisers. Auch dieses fast 600 Seiten zählende Porträt Marc Aurels aus der Feder Alexander Demandts. Alexander Fest, damals Lektor bei Wolf Jobst Siedler in Berlin »hat mich zu dieser Biographie überredet«, schreibt Demandt in seinem Nachwort. »Am 10. Dezember 1992 erschien er bei mir in der Dahlemer 'Rostlaube' wo sich das Althistorische Institut der Freien Universität befand. Er lud mich ein zu einem Essen ins Chalet Suisse im Grunewald. Beim dritten Gang erfuhr ich, warum. Siedler wünsche nach meiner »Endzeit?« (sc. Alexander Demandt: End-



Mark-Aurel-Säule auf der Piazza Colonna, Rom, Teilansicht

[https://commons.wikimedia.org/wiki/Marcus\\_Aurelius\\_Antoninus\\_Augustus?uselang=de#/media/File:Detail.from.column.of.marcus.aurelius.arp.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/Marcus_Aurelius_Antoninus_Augustus?uselang=de#/media/File:Detail.from.column.of.marcus.aurelius.arp.jpg)

zeit? Die Zukunft der Geschichte, Siedler – Verlag 1993) noch ein Buch aus meiner Feder, am liebsten über einen römischen Kaiser. Ich könne mir selbst einen aussuchen. Er lockte mit einem beträchtlichen Vorschuss. Ich benötigte Geld für den Dachschaden des Lindheimer Mollerschlosschens und ließ mich auf das Angebot ein. ... Am 15. Dezember 1992 wurde der Autorenvertrag geschlossen. Alexander Fest schrieb: »Selten dürfte ein morsches Dach so angenehme Folgen für einen Verlag gehabt haben« (S. 435). – Jahre, gar Jahrzehnte verstrichen, Der Verlag C.H. Beck zeigte schließlich Interesse an dem Titel: »Er löste mich aus der Vertragspflicht gegenüber Siedler, nunmehr Random House. Am 24. Februar 2016 kam der neue Vertrag, nachdem ich am 2. Januar diu et noctu incumbendo die Arbeit aufgenommen hatte« (S. 436).

Der Band »Marc Aurel. Der Kaiser und seine Welt« liegt nun vor, bereits in der 2. Auflage. Es bereitet großes Vergnügen, in diesem Buch zu lesen, das so voller Informationen steckt, dass jede einzelne Seite einen Zuwachs an Wissen bringt. Die Kritik ist denn auch voll des Lobs.

»Der Philosoph auf dem Thron markiert die Epochenwende zum langsamen Abschmelzen des Reiches. Das machte es für den Berliner Althistoriker Demandt, der entscheidende Werke zur Spätantike und zum Untergang Roms verfasst hat, so zwingend, auch die Biografie dieses Schwelkenkaisers zu schreiben. Den Plan dazu hegte er lange, 81-jährig hat er ihn jetzt verwirklicht, man kann es nur bewundern. Noch bewundernswerter ist die Anlage des Werkes, die auf jede naiv erzählerische Vergegenwärtigung verzichtet, wie sie heute wieder im Schwange ist, und stattdes-



The inscription on the plinth of the replica statue of Roman Emperor, Marcus Aurelius, in the Piazza Campidoglio, Rome, Italy. The original is in the nearby Capitoline Museum.

IMP[ERATOR] CAESARI DIVI ANTONINI F[ILIVS] DIVI HADRIANI NEPOTI DIVI TRAIANI PARTHICI PRONEPOTI DIVI NERVAE ABNEPOTI M[ARCO] AVRELIO ANTONINO PIO AVG[VSTO] GERM[ANICO] SARM[ATICO] PONT[IFICI] MAX[IMO] TRIB[VNICIA] POT[ESTATE] XXVII IMP[ERATOR] VI CO[N]S[VLI] III P[ATRI] P[ATRIAE] S[ENATVS] P[OPVLVS]Q[VE] R[OMANVS]



Reiterstatue des Mark Aurel, Rom, Kapitolinische Museen

[https://de.wikipedia.org/wiki/Mark\\_Aurel#/media/Datei:Equestrian\\_statue\\_of\\_Marcus\\_Aurelius\\_full\\_view\\_front\\_left.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Mark_Aurel#/media/Datei:Equestrian_statue_of_Marcus_Aurelius_full_view_front_left.jpg)

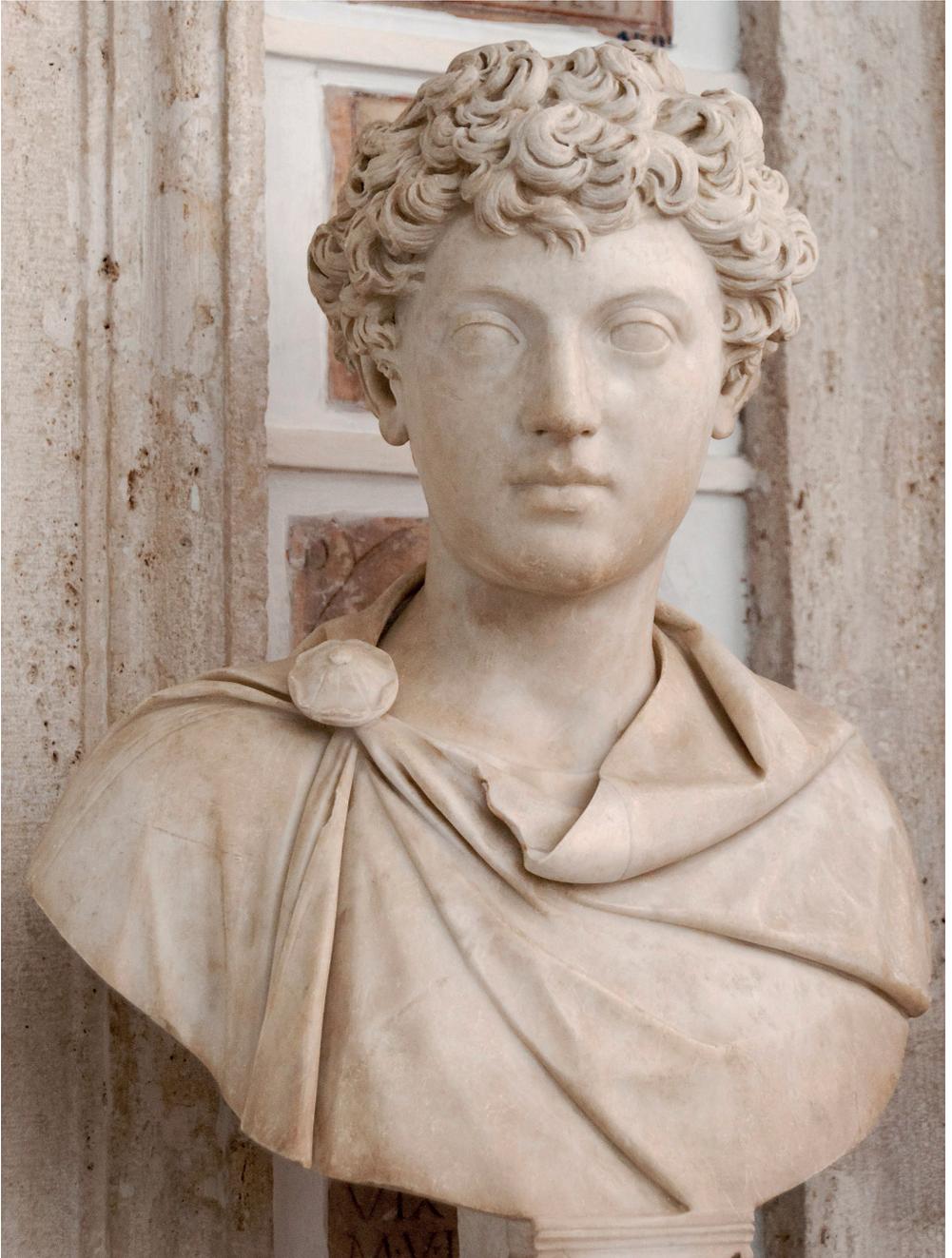
sen dem Leser die kritische Rekonstruktion eines solchen Lebens vorführt: nämlich direkt aus den Quellen. Mit der Spannung des munteren Drauflosschwadronierens kann ein solches Buch natürlich nicht dienen. An ihre Stelle tritt aber eine andere Spannung, die der eines Detektivromans ähnelt. Man sieht dem Historiker beim Ermitteln zu. ... Besser, interessanter und faszinierender lässt sich eine solche Biografie nicht schreiben. Der Gewinn, den man aus ihr zieht, einschließlich der schlüssigen Bebilderung und der umfassenden Quellenverweise in mehreren Tausend Anmerkungen, ist staunenswert. Seriosität kann glücklich machen. Schön, dass es Verlage wie C. H. Beck gibt, die an solchem Glück ein breiteres Publikum partizipieren lassen.« (Jens Jessen in der ZEIT, 13.12.2018)

»Für die Antike und noch für den roi philosophe von Sanssouci lag in diesem Akt der Selbstüberwindung die eigentliche Leistung Marc Aurels. Demandt konstatiert dagegen kühl, der Kaiser sei »eilig, aber verspätet« vor das belagerte Aquileia gezogen, woraufhin die Germanen mit ihrer Beute den Rückzug angetreten hätten. Auch bei der Schilderung der Kriegszüge und des Sterbelagers in Wien hält er rhetorisch den Ball flach, und die Beschreibung des Caballus, der Reiterstatue Marc Aurels auf dem Kapitol, überlässt er dem schwärmenden Hippolyte Taine. Dafür erzählt Demandt die Anekdote von Hitlers Rombesuch, bei dem Heinrich Hoffmann das Standbild so fotografierte, dass der Reiter die Rechte zum 'deutschen Gruß' zu recken schien. An anderer Stelle kommentiert er die Abschaffung des Asylschutzes vor Kaiserbildern durch Antoninus Pius, den Vorgänger des Marcus, für den heutigen Leser: »Der Missbrauch des Asylrechts ist so alt wie dieses selbst.« Solche Seitenhiebe ins Parkett sind über das Buch verstreut wie Lichtpunkte in einem Gemälde. (Andreas Kilb in der FAZ, 31.8.2018).

Alexander Demandt nimmt seine Leser mit auf eine Zeitreise ins Innere einer Hochkultur, in die

Ära ihrer größten Blüte: »Das Römische Reich, dessen Herrschaft Marc Aurel am 7. März 161 n. Chr. übernahm, war das größte und dauerhafteste Staatswesen, das Europa bis dahin gesehen hatte. Es umfasste Territorien – ganz oder teilweise – von dreißig modernen Staaten« (S. 13). Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie der Autor nach mehreren Forschungsaufenthalten, zahlreichen Seminarveranstaltungen und unter Mithilfe eines Heeres von Doktoranden noch einmal alle Register seines Könnens, Wissens und Schreibens zieht. Seinen Stoff gliedert er in zehn Großkapitel, die jeweils wieder in bis zu 25 Abschnitte unterteilt sind: I. Das Imperium Romanum – II. Schriftquellen und Denkmäler – III. Jugend und Familie – IV. Die Parther und die Pest – V. Der erste Germanenkrieg – VI. Cassius und der zweite Germanenkrieg – VII. Recht und Verwaltung – VIII. Die Christenprozesse – IX. Lebensphilosophie – X. Tod und Nachleben. Auch der umfangreiche Anhang (439–592) hat seine Struktur: A. Chronik – B. Karten – C. Stammtafel – D. Bildnachweis – E. Abkürzungen – F. Literatur – G. Register.

Als Lehrkraft mit vollem Deputat kann man solch ein detailstrotzendes Buch nicht in einem Gang von vorne bis hinten lesen, aber man sollte damit unbedingt anfangen, egal an welcher Stelle, schon wegen der vielen interessanten Details (»Um den innerstädtischen Verkehr zu entlasten, verordnete Marcus Fußgängerzonen«; S. 298), der Querverbindungen, der Bezüge in die Gegenwart (»Ein Dauerproblem der Städte war – schon damals! – ihr Haushalt. Um die Verschuldung zu hemmen, hatte Trajan curatores als kaiserliche Finanzaufseher bestellt. Solche gab es auch unter Marc Aurel«; S. 299) und den zahlreichen unterrichtsrelevanten Aspekten; an Themen gibt es viele, z.B. der Abschnitt über Sklaven und Freigelassene (S. 38ff., 284ff.), den Caballus auf dem Kapitol und im Mittelalter (Pflichtlektüre für die nächste Romreise; S. 68 ff.), die Fachlehrer und Philosophielehrer der Stoa (117 ff.), den Redner Aelius Aristides (S. 164 ff.), das Parthermonu-



Porträt des jungen Marcus Aurelius. Römisch. Kapitolinische Museen, ca. 140  
[https://commons.wikimedia.org/wiki/Marcus\\_Aurelius\\_Antoninus\\_Augustus?uselang=de#/media/File:Young\\_Marcus\\_Aurelius\\_Musei\\_Capitolini\\_MC279.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/Marcus_Aurelius_Antoninus_Augustus?uselang=de#/media/File:Young_Marcus_Aurelius_Musei_Capitolini_MC279.jpg)



Rom, Piazza Colonna, Mark-Aurel-Säule  
[https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Column\\_of\\_Marcus\\_Aurelius\\_\(Rome\)?uselang=de#/media/File:Piazza\\_Colonna\\_2917.JPG](https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Column_of_Marcus_Aurelius_(Rome)?uselang=de#/media/File:Piazza_Colonna_2917.JPG)

ment in Ephesus (S. 169 ff.), Galens Schriften und Militärärzte (S. 176 ff.), die Rekrutierung von Gladiatoren und Germanen (S. 201 ff.), der Herodes-Atticus-Prozess (S. 123 ff; 279ff) und ganz besonders die Kapitel VII: Recht und Verwaltung (S. 271–329), Kapitel VIII: Die Christenprozesse (S. 321–359) und IX: Lebensphilosophie (S. 361–399).

Wenn es jemanden gab, der Marc Aurel nicht schätzte und verehrte, dann waren es die Stiere,

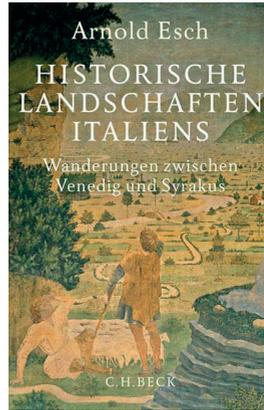
meint Joachim Käppner in der SZ, vor allem die weißen. So spottet ein Epigramm, das noch unter Julian zweihundert Jahre später Ammian (XXV 4,17) zitierte, über die Neigung des Kaisers, sie zahlreich den Göttern zu opfern, um für Hilfe gegen die Pest oder Invasoren zu danken: »Wir, die weißen Stiere, grüßen Marcus, den Cäsar! / Wenn Du noch einmal siegst, sind wir alle dahin« (S. 294).



Schüler-Beitrag 16. Wettbewerb Lebendige Antike 2019

**Esch, Arnold: Historische Landschaften Italiens.** Wanderungen zwischen Venedig und Syrakus, Verlag C. H. Beck München, 2018, 3. Auflage 2019. 368 S. mit 60 Abbildungen. Hardcover. ISBN 978-3-406-72565-4, 29,95 €

**A**rnold Esch war von 1977–1988 Professor für Mittelalterliche Geschichte in Bern und von 1988 bis zu seiner Emeritierung 2001 Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Er forschte hauptsächlich zur italienischen Geschichte im 14. und 15. Jahrhundert. In dieser Phase kehrte das Papsttum von Avignon nach Rom zurück und in Italien entfaltete sich die Renaissance. Die Menschen jener Zeiten und die Landschaften und ihre Straßen haben es ihm – wie seine Veröffentlichungen durchgängig zeigen – in besonderer Weise angetan. Bei Arnold Esch lernt man sehen. Er durchwanderte mit seiner Frau die fünf aus der Antike überkommenen Straßenzüge (Via Appia, Via Cassia, Via Flaminia, Via Salaria, Via Valeria). Diese persönlichen Erfahrungen waren die Grundlage für zahlreiche Einzelveröffentlichungen und wurden 1997 in einer Monographie veröffentlicht *Römische Straßen in ihrer Landschaft. Das Nachleben antiker Straßen um Rom. Mit Hinweisen zur Begehung im Gelände* (Philipp von Zabern, Mainz 1997). 2003 folgten *Wege nach Rom. Annäherungen aus zehn Jahrhunderten* (C.H. Beck, München 2003). 2008 erschien *Landschaften der Frührenaissance. Auf Ausflug mit Pius II.* (C.H. Beck, München 2008), 2010 *Wahre Geschichten aus dem Mittelalter. Kleine Geschichten selbst erzählt in Schreiben an den Papst* (C.H. Beck, München 2010), 2011 der Titel *Zwischen Antike und Mittelalter. Der Verfall des römischen Straßensystems in Mittelitalien und die Via Amerina* (C.H. Beck, München 2011) und 2016 das Buch *Rom. Vom Mittelalter zur Renaissance. 1378–1484.* (Beck, München 2016). Arnold Esch hat sich auf Spurensuche in die Ar-



chive begeben und die Lebenswelten mittelalterlicher Menschen freigelegt. In seinen elegant erzählten Miniaturen wird das Mittelalter einmal aus allernächster Nähe mit den Augen der Betroffenen betrachtet und gerade dadurch ungewöhnlich an-

schaulich. Andere Beobachtungen gehen auf jahrzehntelange eigene Forschungen und Wanderungen zurück, wenn er den Verfall des hochentwickelten römischen Straßensystems nach dem Ende des Römischen Reiches. Er erklärt, warum einzelne Strecken schon früh außer Gebrauch gerieten, während andere überdauerten.

Das im vergangene Jahr bei Beck erschienene (und nun schon in 3. Auflage vorliegende) Buch *Historische Landschaften Italiens. Wanderungen zwischen Venedig und Syrakus* nimmt den Leser mit auf eine faszinierende Reise quer durch die vielfältigen Landschaften Italiens in oftmals unbekannte Gegenden. ... Die in diesem Buch versammelten Beschreibungen betrachten italienische Landschaft von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Auf verlassenen römischen Straßen, auf alten Pilgerpfaden, durch etruskische Schluchtwege und auf den Bahnen des Viehtriebs durchstreift der Autor sein Gelände. Die Ergebnisse historischer und archäologischer Forschung, die unterschiedliche Wahrnehmung italienischer Landschaft in der Malerei und in der Literatur werden in das Landschaftserlebnis einbezogen (Klappentext).

»Die folgenden Beobachtungen ... wollen kein Reiseführer zu Landschaftsidyllen sein, sondern der Versuch, Natur und Geschichte – die in diesem

Land beide ihre höchste Steigerung erfahren haben – in ihrem innigen Zusammenhang zu sehen. In einem ersten Teil erscheint italienische Landschaft im Durchgang durch die historische Zeit: Wandel des Landschaftsbildes und Wandel der Wahrnehmung von der Antike bis ins 20. Jahrhundert« (S. 9). Hier nur eine kleine Auswahl der 21 Landschaftsbilder: I. Wie Ruinenlandschaft entsteht. Die letzten Bewohner von Ostia (S. 13ff.) – IV. Die Stadtlandschaft des mittelalterlichen Rom. Wandel und Auflösung des Siedlungsgewebes innerhalb der antiken Stadtmauern (S. 80 ff.) – V. Fremde Landschaft und vertraute Landschaft in Reiseberichten des späten Mittelalters (S. 96 ff.) – VII. Zur Identifizierung gemalter italienischer Landschaft des 18. und 19. Jahrhunderts (S. 128 ff.) – VIII. Italien-Wahrnehmung im 19. Jahrhundert. Ferdinand Gregorovius, Wanderjahre in Italien (S. 151 ff.).

Ein zweiter Teil betrachtet italienische Landschaft in ihrer unvergleichlichen Vielfalt als historischen Raum. – XI. Im oberen Tibertal. Kulturlandschaft zwischen Toskana und Umbrien, Marken, Romagna (S. 204 ff.) – XV. Die Wasser des Aniene. Nero und der Hl. Benedikt in der Berglandschaft von Subiaco (S. 243 ff.) – XVII. Ummauerte Landschaft. Das Gelände von Syrakus als historischer Schauplatz (S. 262 ff.)

Teil drei beschreibt Antike in der Landschaft: römische Monumente, soweit sie vollkommen in der Landschaft aufgegangen sind. – XVIII. Landschaft mit römischer Straße (S. 275 ff.) – XIX. Archäologie aus dem Archiv. Antike Monumente in frühmittelalterlichen Grenzbeschreibungen um Rom (S. 290 ff.) – XX. Unausgegrabene Amphitheater als Bestandteil der Landschaft (S. 303 ff.) – XXI. Landschaft mit Aquädukten. Zwischen Tivoli und Palestrina (S. 318 ff.).

Ein Historiker, so meint man, habe es mit der Vergangenheit zu tun. Und diese sei, was in der Natur des Begriffs liege, stets etwas Abgeschlossenes.

Arnold Esch nimmt den Weg über die Gegenwart und die Anschauung: Warum, so fragt er (S. 231 ff.) angesichts des Dorfes Mugnano im Tibertal, werden solche Siedlungen in Mittelitalien immer zu burgartigen Anlagen? Weil sich nach dem Ende des Römischen, dann des Karolingischen Reiches die ländliche Bevölkerung dahin flüchtete und dort bleiben musste, bis zur Etablierung eines staatlichen Gewaltmonopols. »Man kann diese Linie noch ein Stück weiter ausziehen, um sich den unübersehbaren Stillstand vieler dieser Höhensiedlungen zu erklären: ein solcher Ort wird im 19. Jahrhundert keinen Eisenbahnanschluss bekommen und darum auch keine Industrie, wird darum im Zweiten Weltkrieg nicht bombardiert und nach 1945 nicht moderner wiederaufgebaut werden.« Der Ort bleibt in seine Vergangenheit eingeschlossen, und weil dieses Schicksal vielen Dörfern und kleinen Städten in Italien widerfährt, »wird der Abstand immer größer« (S. 235f). »Diese castra hatten, in der Wahrnehmung des nördlichen Wanderers, bei aller Kleinheit nichts von einem Dorf an sich. So schienen ihm alle Siedlungen Städte, und entsprechend benennt er sie. ... Tatsächlich war Italien damals das am stärksten urbanisierte Land, ja man hat errechnet, dass es hier im Mittelalter zahlreiche Städte mit mehr als 10000 Einwohnern gab und somit mehr städtische Zentren dieser Kategorie als im ganzen restlichen Europa zusammen« (S. 236). Mittlerweile gebe es nicht einmal mehr die Maler, die dieser manchmal allzu gegenwärtigen Geschichte noch eine Ansicht abgewinnen könnten.

Zum vielfachen Schmunzeln brachte mich der Beitrag Nr. V. Ungewöhnlich und reizvoll schon der Blickwinkel: Fremde Landschaft und vertraute Landschaft in Reiseberichten des späten Mittelalters (S. 96 ff.). Esch fragt: "Wie beschreibt man Aussehen und Ausmaße fremder Länder aus reiner Anschauung ohne die ausgebildeten Begrifflichkeit moderner Länderkunde? Wie vermittelt man die Lage einer Stadt, die Breite eines Flusses, die Höhe eines Gebirges, ohne voraus-

setzen zu dürfen, dass für Grundinformationen, Daten, Rückfragen doch Atlanten, Länderkunden, Nachschlagewerke und das Internet zur Verfügung stehen? Wie kann man einem Leser, der den engsten Kreis seiner Heimat vielleicht noch nie verlassen hat, die Weite Asiens, die Lage von Jerusalem, das Geländerelief von Bethlehem, den Eindruck von der Gegend um Beirut ohne Rückgriff auf Kartenwerke und Bildbände vor Augen führen, buchstäblich 'vor Augen führen'?" (S. 96) Das Mittelalter bewältigt diese Probleme durch Vergleich; der Nil ist so breit wie der Rhein, der Jordan so schlammig wie der Po, der Don so breit wie die Seine; Jerusalem ist dem einen so groß wie Basel, dem anderen so groß wie Pistoia, einem dritten so groß wie Augsburg. "Dass Vergleiche so disparat ausfallen, liegt eben darin, dass sie in unterschiedlicher Wirklichkeit verankert sind ... dem Florentiner dient seine S. Maria Novella dazu, die Größe der Geburtskirche in Bethlehem, einer Moschee in Kairo, oder von S. Maria Maggiore in Rom zu bestimmen. Es gibt nichts, wofür sich nicht eine heimatliche Entsprechung finden ließe - und so ziehen diese Reisenden eine breite Spur französischer, italienischer, deutscher Vergleiche quer durch den vorderen Orient. ... Sie vergleichen nicht nur verschieden, sie sehen schon verschieden" (S. 98).

Pilger aus Regionen nördlich der Alpen sehen anders, weil ihr Auge anders erzogen, ihre Umgebung anders geprägt, ihr Interesse anders gerichtet ist: Dass die Mosaiksteine in der Geburtskirche zu Bethlehem 'so groß wie Bohnen'

sind, würde einem Florentiner schwerlich in den Sinn kommen. Er braucht ja nur in seinem Baptisterium an die Decke zu schauen, und 'Bohne' war für ihn sowieso keine Kategorie. Oder: dass die Geißelsäule »so dick wie ein ordentlicher Birnbaum« ist, wie ein Breslauer 1496 seinen Breslauern mitteilt, ist auch nicht gerade das, was einem Italiener einfällt, der in seinem Leben vermutlich mehr Säulen als Birnbäume sah. Der Nürnberger Pilger Hans Tucher überträgt seinen Nürnbergern die wichtigsten Stätten innerhalb der Grabeskirche auf die vertraute Stadtkirche St. Sebald: »Um Jesu Rock gewürfelt worden wäre in St. Sebald beim Sakramentshäuschen: die Dornenkrone aufgesetzt worden wäre ihm in St. Sebald zwischen Petersaltar und Stephansaltar, und gekreuzigt worden wäre er beim Dreikönigsportal mit Blickrichtung Schule. So wird Heilsgeschichte zu Hause abschreibbar« (S. 100).

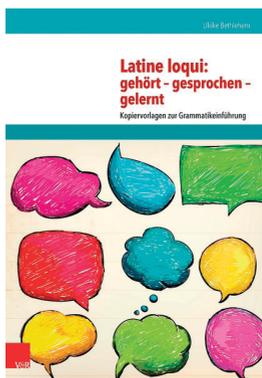
Solche Perspektive nehmen allerdings nicht nur Pilger ein. Konrad von Querfurt beschreibt 1195 eine Beobachtung, die auch heute immer noch eine Anmerkung im Lateinunterricht wert ist: »er hatte sich den Rubikon viel ansehnlicher gedacht und muss nun enttäuscht seine Vorstellung redimensionieren: »ein winziger (nicht Fluß, sondern) Bach«, *minimus non fluvius sed rivulus* – nämlich nicht so breit, wie Caesars Entscheidungsschritt hätte erwarten lassen« (S. 104). »Ein vorzüglich geschriebenes, anschauungsreiches und wissenssattes Buch«, schreibt Rezensent Thomas Steinfeld in der Süddeutschen Zeitung vom 5.3.2019. Dem stimme ich voll zu.

**Eltje Böttcher, Lateinisch sprechen im Unterricht. Praktische Ansätze des »Latine loqui«**, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2018, 128 Seiten, ISBN: 978-3-525-70261-1, 15,99 €

**Ulrike Bethlehem, Latine loqui: gehört – gesprochen – gelernt.** Kopiervorlagen zur Grammatikeinführung, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2. Aufl. 2017, 80 Seiten, ISBN: 978-3-525-71105-7, 15,99 €

Im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht sind zwei Bücher erschienen, die sich an Lateinlehrkräfte wenden, die »Latine loqui« zu verschiedenen didaktischen Zwecken in ihrem eigenen Unterricht einsetzen möchten oder die bereits erste Erfahrungen damit gemacht haben und die Methode weiter optimieren möchten.

Ulrike Bethlehem nimmt in ihrer didaktisch-methodischen Einführung in gewisser Weise Maß an dem englischen Mönch Aelfric, dieser »präsentiert Lateinlernen als ein Frage- und Antwortspiel über alltägliche Beschäftigungen«. Die Vorstellung, Lateinreden sei »für manchen zunächst ungewohnt und respektinflößend«, kontert sie mit dem Hinweis, dass schon Aelfric vor mehr als tausend Jahren diesen Einwand gekannt haben muss, denn er beginnt seinen Dialog mit der Schülerbitte: »Nos pueri rogamus te, magister, ut doceas nos loqui latinaliter recte, quia idiote sumus et corrupte loquimur« (S. 7). »Aber das Lernen wird danach ein »Spaziergang« im wahrsten Sinn des Wortes. Die Befürchtung, auch die Schüler könnten hier an ihre Grenzen stoßen und sich zurückziehen, ist unbegründet, denn hier geht es nicht um intellektuelle Leistbarkeit, sondern um das Anzapfen einer natürlichen Ressource: der angeborenen Prädisposition zum Spracherwerb. Und dieser unterbewusste, inhaltsbezogene Erwerb (acquisition) – das wissen wir heute aus der Psycholinguistik – schlägt



das rein kognitive, formale Lernen (learning) in vielerlei Hinsicht: Es ist für jeden leistbar und wirkt nachhaltiger« (S. 7f). Die Autorin bietet dann zehn relevante Grammatikfelder mit praktikablen Arbeitsvorschlägen und nützlichen Kopiervorlagen an: 1. Die Formen von »esse« – Kennenlernen, 2. Der Vokativ – Begrüßung, 3. Der Imperativ – Aufforderungen im Klassenzimmer, 4. Der Nominativ : Singular und Plural – Bildbeschreibung, 5. Der Akkusativ – Was sehe ich? 6. Der Akkusativ mit Präpositionen, 7. Der Ablativ mit Präpositionen, 8. Genitiv – Wessen Toga ist das? 9. Der Dativ? Was schenke ich wem? 10. Der Acl. Die Materialien für die Grammatikfelder 5-10 sind naturgemäß umfangreicher, dazu gehören Sprechanlässe, Bildseiten (auf Folien zu kopieren), Tandembögen, Tandemkarten, Arbeitsblätter, Bil-

dergeschichten, Gruppenkarten, Ausmalbilder, Kartensets. Zudem gibt es einen Link zu den Download-Materialien bei <https://www.v-r.de/latine-loqui>. In den einzelnen Grammatikfelder folgt auf die Kurzbeschreibung der Ausgangslage und des jeweiligen Problemfeldes die dazu erforderliche Vorbereitung (z.B. Raum für Bewegung), das benötigte Material (z.B. Namensschilder, Bildfolien für OH-Projektor), sodann wird die jeweilige Aktion in einzelnen Schritten vorgestellt. Es gibt meist auch Varianten sowie Kombinationsvorschläge zur Verknüpfung eines Grammatikphänomens mit einem bereits behandelten. Zwei Abschnitte über Wortschatzeinführung und Bildergeschichten runden das 80-Seiten-Heft mit Kopiervorlagen zur Grammatikeinführung ab.

Wie lernt man Sprache? – Durch Zuhören und Nachsprechen. In den modernen Sprachen ist das Prinzip des Vormachens und Nachmachens alltäglich. Das Material überträgt dieses bewährte Prinzip auf den Lateinunterricht. Es bietet neben einem Drehbuch zur Einführung der neuen Grammatik viele Kopiervorlagen mit Tandemkarten zur Wiederholung durch die Schüler.

Eltje Böttcher, Autorin des zweiten hier vorzustellenden Titels, steht für das erfolgreiche Projekt »Latine Loqui in Schleswig-Holstein« (<https://latineloqui.jimdo.com/>) und referierte darüber kürzlich bei einer DAV-Fortbildungsveranstaltung an der HU Berlin. Sie präsentiert auf 130 Seiten »Praktische Ansätze des »Latine loqui«, bei denen man in jeder Zeile spürt, wie sehr sie von ihren langjährigen Erfahrungen mit Schülerinnen und Schülern (und Lehrkräften) geprägt sind. In ihren Latine Loqui-Workshops lernen diese in der Immersionsmethode einfache Gespräche in lateinischer Sprache zu führen und Bildergeschichten zu erzählen. Auf diese Weise machen sie die Erfahrung, dass sie ihren passiven Wortschatz an gelernten Vokabeln aktiv in der Kommunikation anwenden und sich in der lateinischen Sprache verständigen können. Die Methode der Immer-

sion, also des vollständigen Eintauchens in eine Fremdsprache, sei eine wissenschaftlich gut erforschte und sehr effektive Art des Spracherwerbs. Das Unterrichtsgespräch findet vollständig in der Fremdsprache statt, wobei eine verstärkte Mimik und Gestik das Sprachverständnis erleichtert. Neue Wendungen und Vokabeln werden durch Vorspielen oder an Bildern gezeigt, ohne sie zu übersetzen.

Auf den ersten Seiten problematisiert sie das Verfahren, mit Latein wie mit einer modernen Fremdsprache umzugehen: »Problematisch ist beim Latine loqui also, dass die lateinischen Übungen die Schüler nicht auf eine mögliche echte Konfrontation mit einer realen Situation dieser Art vorbereiten, wie es moderne Sprechübungen tun. Die Situationen bleiben immer fühlbar abstrakt und konstruiert. Dies zeigt sich zum Beispiel bei der Wahl eines Einkaufssettings: Soll ein Verkaufsgespräch an einem Marktstand stattfinden, auf dem moderne Waren wie Tomaten, Limonade und Haarshampoo ausliegen? Oder schlendert man über ein antikes Forum, um eine neue Toga, einen Haussklaven oder einen Familienvorrat an leckerem Garum zu erwerben? Ganz gleich, für welche Szenerie man sich entscheidet, sie wird den Schülern so niemals in der Realität begegnen. ... Besondere Aufmerksamkeit verdient bei der Planung von Dialogsituationen also der jeweilige Sinn der Übung für die Schüler, der zweifelhafter ist als in neuen Sprachen, und auch die Schwierigkeit, einen solchen situativen Kontext schülernah zu erzeugen. Aufgaben sollten schließlich immer so konzipiert werden, dass sie einen direkt erfahrbaren Sachbezug und ein Erfolgserlebnis mit sich bringen« (S. 17). In einem zweiten größeren Abschnitt des Buches stellt die Autorin mögliche Lehrerrollen vor, denn sie kennt den Eindruck, dass die »erprobte, vielleicht bereits »zur zweiten Haut« gewordene Lehrerrolle der ungewohnten Unterrichtssituation im Latine loqui oft nicht angemessen« ist (S. 24). In einem weiteren großen Kapitel identifiziert die

Autorin »Gelegenheiten zum Lateinsprechen im Unterricht«. Dazu zählt sie das freie Sprechen zu Stundenbeginn, das einmalige Event, die Wortschatzarbeit, das Konjugationstraining, das Deklinationstraining und spezielle lateinische Phänomene (wie Acl und Demonstrativpronomina). Zu allen Situationen gibt es Aufgaben »zum Ausprobieren« – allesamt Methoden, die den Lateinunterricht lebendig und attraktiv machen können. Eltje Böttcher bezieht sich dabei mehrfach auf Ulrike Bethlehem, sowohl mit ergänzenden Aufgaben (z.B. S. 59) als auch mit behutsamer Kritik (S. 103).

Nach einem Exkurs »Latine loqui« bei der Arbeit mit lese-rechtschreib-schwachen Schülerinnen und Schülern (S. 63 ff.) geht es in dem Kapitel »Ohne Scheu losreden« um die Bedeutung der Lernatmosphäre, um Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung sowie um gut gemeinte Arbeitsschritte, die dennoch mit Frust auf beiden Seiten enden. Darauf folgen (S. 76–100) weitere Methoden (z.B. Nonsense-Dialoge, Status-Spiel mit Spielkarten, Componere lignum, Präpositionen-Parcours, Bildergeschichten, Wimmelbilder, Geschichtenerzählwürfel, Versipellis, Tabu – z.T.

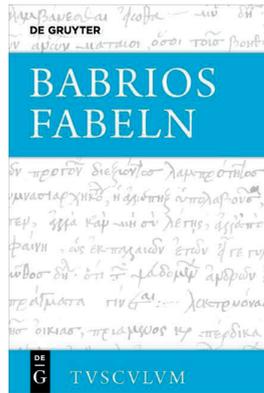
Abwandlungen bzw. lateinische Version von im Handel zu erwerbenden Spielen) und Einzelübungen (Planung eines Schulausflugs, Vater-und-Sohn-Geschichten, Personenraten) und Hinweise zum Umgang mit Fehlern: »Wie viel Korrektur ist nötig?« (S. 101 ff). Nach so viel Praxisbezug noch »Tricks zur eigenen Vorbereitung« (S. 115 ff.), »Tipps für die Materialsammlung« (S. 121 ff.) und ein Ausblick, dem vollauf zuzustimmen ist: »Wohin auch immer der Weg des Lateinunterrichts in den nächsten Jahrzehnten führen mag: Der Einsatz von aktivsprachlichen Elementen, selbstbewusst, reflektiert und klug angewendet, kann, wenn zwar nicht allein zu seiner Rettung, so doch sicher in nicht zu unterschätzendem Maße zu seiner Stärkung beitragen« (S. 127).

Schluchtwege und auf den Bahnen des Viehtriebs durchstreift der Autor sein Gelände. Die Ergebnisse historischer und archäologischer Forschung, die unterschiedliche Wahrnehmung italienischer Landschaft in der Malerei und in der Literatur werden in das Landschaftserlebnis einbezogen (Klappentext).

**Babrius, Fabeln.** Griechisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von Niklas Holzberg, Sammlung Tusculum, Walther de Gruyter, Berlin-Boston, 2019, ISBN 978-3-11-062165-5, 230 Seiten, gebunden, Schutzumschlag, Lesebändchen, 39,95 €

**G**estern brachte der Briefträger das in der Tusculum-Reihe erschienene schmale Fabelbändchen; heute saß ich den ganzen Nachmittag mit Babrios im Garten in der Sonne und mochte ihn nicht aus der Hand legen, bis ich die zwei Bücher Mythiamben, 144 kurze, längere und lange Fabeln, gelesen hatte.

*Babrius. Die erste griechische Sammlung von Fabeln in Gedichtform läuft unter dem Namen Babrios. Aussagen zu Leben und Werk sind mit vielen Problemen behaftet. Zum empirischen Autor lassen sich nur Vermutungen anstellen. Er lebte vielleicht im 1./2. Jh. n. Chr. und war eventuell hellenisierter Römer, der in Syrien am Hofe eines Königs Alexander als Erzieher des Königssohnes Branchos tätig war – allerdings ist dies den beiden Proömien entnommen. Das Werk selbst ist nur fragmentarisch erhalten. Zudem stellt sich die Frage, ob die in dieser Überlieferung gebotene alphabetische Anordnung und die Stellung des zweiten Proömiums vor dem Buchstaben M die ursprüngliche ist. Wichtig ist seine selbstbewusste Aussage, die Prosafabeln Aesops in seinen Choliamben honigsüß gestaltet zu haben (1 prol. 14ff.); er sei dabei der Erste gewesen und habe Nachahmer gefunden (2 prol. 9ff.). Schärfe fehlt seinen Fabeln bewusst; den Prologen entsprechend geben sie eher allgemeine Überlegungen über einen idealen Herrscher wieder; insgesamt lässt sich in den kunstvoll ausgestalteten Erzählungen eine deutliche Anlehnung an Kallimachos verzeichnen. Die Parallelen zu Phaedrus werden in der Regel durch gemeinsame Quellen erklärt.*



(Ursula Gärtner, Phaedrus. Ein Interpretationskommentar zum ersten Buch der Fabeln, Zetemata, C. H. Beck 2008)

Hätte ich mit Niklas Holzbergs »Einführung« begonnen, wäre ich gleich im ersten Satz auf die Schlüsselbegriffe

»Erzähl talent« und »skurriler Witz« gestoßen: »In der gesamten Weltliteratur dürfte es keinen Autor von hohem künstlerischen Rang geben, der von der zuständigen Wissenschaft, in diesem Falle der Gräzistik, so hartnäckig vernachlässigt (ja im Grunde ignoriert) wurde wie der besonders durch sein Erzähl talent und seinen skurrilen Witz faszinierende Fabeldichter Babrios. Immerhin lassen sich »entlastende« Erklärungen finden: Seine beiden in der frühen römischen Kaiserzeit entstandenen Gedichtbücher wurden erst 1842 in einer mittelalterlichen Handschrift, die in einem Kloster (auf dem Berg Athos) verborgen war, entdeckt und 1844 veröffentlicht, und diese ist defekt: Sie enthält einen an vielen Stellen nicht vertrauenswürdigen Text und es fehlt darin die zweite Hälfte von Buch 2« (S. 9). Wie chaotisch die Babrios-Überlieferung verläuft, zeigt Niklas Holzberg kenntnisreich; so kaufte 1893 »der niederländische Marineoffizier H. van Assendelft in Palmyra von einem Araber sieben Wachstäfelchen, die, im 3. Jahrhundert n. Chr. offensichtlich von der Hand eines Schuljungen beschrieben« mehrere bis dahin »allein durch Prosaparaphrasen bekannte Babrios-Fabeln enthalten, z.T. freilich nur in Bruchstücken« (S. 11).

Eine andere große textkritische Schwierigkeit liegt in der Frage, »ob die in den Texten überlieferten Passagen, in denen der Fabelerzähler aus einer Geschichte eine Lehre entwickelt, von

Babrios stammen oder von der Zeit an, als seine Sammlung zum Schultext wurde, hinzugefügt wurden« (S. 13). Ein weiteres Problem stellt die kunstvolle Strukturierung der beiden Versfabelbücher dar (S. 19ff), die Holzberg nur andeutet. In einem weiteren Abschnitt der »Einführung« geht der Autor der Frage nach, »was wir über ihn (sc. Babrios) als realen Autor wissen« (S. 24) und in welchem Verhältnis er zu anderen Fabelbüchern und Sammlungen steht. Spannend zu lesen ist, was Niklas Holzberg als Spezifika in Stil und Erzählduktus des »fabulierfreudigen Autors der Mythiamben« herausarbeitet: »Innovativ ist an den Fabeln des Babrios nicht, dass er sich in die Nachfolge des Kallimachos stellt – das kann man für Phaedrus ebenfalls zeigen – sondern das Streben nach Präsentation der narrativen Texte als poetische Kunstwerke. Ein solches lässt der römische Verfasser von Versfabeln in vergleichbarer Intensität nicht erkennen, zumal er immer wieder brevitas (Kürze) als ein wichtiges Charakteristikum seines Stils nennt. Gewiss, Babrios schreibt die hellenische Koine der Kaiserzeit und erreicht damit, auch wenn dieses aus dem Attischen entwickelte Griechisch bei ihm eine leichte ionische Färbung aufweist und damit das Bemühen um einen eigenen poetischen Stil verrät, kein so hohes ästhetisches Niveau wie die Dichtersprachen in der archaischen, klassischen und hellenistischen Epoche. Aber er erweitert seinen Wortschatz nach Kräften durch Lexeme, die er sich bei mehreren älteren Vertretern verschiedener poetischer Gattungen borgt. Besonders auffällig sind zahlreiche homerische Wörter und Wendungen, und solche setzt er offenkundig in parodistischer Absicht ein: Es wirkt komisch, wenn von einfachen Leuten, Tieren und Gegenständen sowie von den in das Fabeluniversum integrierten Unsterblichen wie von den Göttern und Helden der Ilias und Odyssee erzählt wird oder die Fabelfiguren wie diese reden« (S. 39f).

Besonders amüsant zu lesen ist das Kapitel »Nachgeahmt, adaptiert und gefälscht – von der Antike bis ins 19. Jahrhundert,« wo Holzberg

vergnügend erzählt, wie aus einer Babrios-Fabel (vom Krebs und seiner Mutter) eine Avian-Fabel (um 400) wird: »Wie man sieht wurde aus dem erfrischen kecken Krebs junior ein altkluger Musterschüler, der eine Oberlehrerin belehrt – man fühlt sich an die Situation erinnert, in der jemand betulich einen Witz länger nacherzählt, als er ist, um ihn zu erklären ...« (S. 42). Als einen »Rezeptionskrimi« (S. 45) der besonderen Art bezeichnet Niklas Holzberg die verschlungenen Wege eines 1857 an das Britische Museum und eines weiteren 1898 an die Bibliothèque Nationale in Paris verkauften gefälschten Kodex – dieser wurde erst 1977 und 1981 als fake erkannt.

Die Prosafassung (»unsere Sprache eignet sich nicht für den Hinkiambus und die Fabulierfreude des Babrios sollte so wörtlich wie möglich wiedergegeben werden«; S. 46) der griechischen Verse, übersetzt von Niklas Holzberg, liest sich ausgesprochen gut. Eine Reihe von Szenen kam mir bekannt vor, weil sie von Vorgängern stammen oder von nachfolgenden Fabeldichtern aufgegriffen und modifiziert wurden. Die Textanfänge üben auf den Leser immer noch und wieder einen großen Reiz aus, weiterzublättern geht nicht, man muss weiterlesen (alle Textbeispiele in der neuen Prosa-Übersetzung von Niklas Holzberg):

Buch 1, 39

Die Delphine lagen ständig im Streit mit den Walen, An die trat ein Krebs heran, um zu vermitteln, ...

Buch 1, 77

Der Rabe stand da, mit dem Mund auf einen Käse beißend. Den Käse aber begehrte der listige Fuchs, ...

Buch 2, 115

Die faule Schildkröte sagte einmal zu den Tauchern im Sumpf, den Möwen und den wilden Seeschwalben: »Wenn doch auch mich jemand geflügelt machte!« ...

Eine sehr reizvolle Sache ist das häufige »Fehlen« eines Pro- oder Epimythions zugunsten der Bevorzugung der poetischen Ausschmückung. Das führt dazu, dass man als Leser mit schulischem Blickwinkel bisweilen grübelt, worin denn in den unterhaltsamen Episoden die »Moral von der Geschichte« liegen könnte; oder wie eine Überschrift lauten müsste.

Buch 1, 29

Ein altes Pferd wurde einmal in eine Mühle verkauft und musste, an die Mühle gebunden, den ganzen Abend mahlen. Und stöhnend sprach es: »Von welchen Rennen kommend drehe ich mich um welche Wendepunkte für Gerstenmehl!«

Buch 1, 25

Die Hasen fassten den Beschluss, nicht mehr zu leben, sondern alle in das schwarze Wasser eines Teiches zu fallen, weil sie das schwächste unter den Tieren seien und mutlos im Herzen, und weil sie sich nur aufs Fliehen verstünden. Als sie sich aber nahe einem breiten Teich befanden und einen Haufen Frösche am Ufer sahen, die mit gebeugten Knien in den tiefen Schlamm

sprangen, machten sie Halt, und einer fasste sich ein Herz und sagte: »Lasst uns zurückkehren. Es ist nicht mehr nötig zu sterben: denn ich sehe andere, die schwächer sind als wir.«

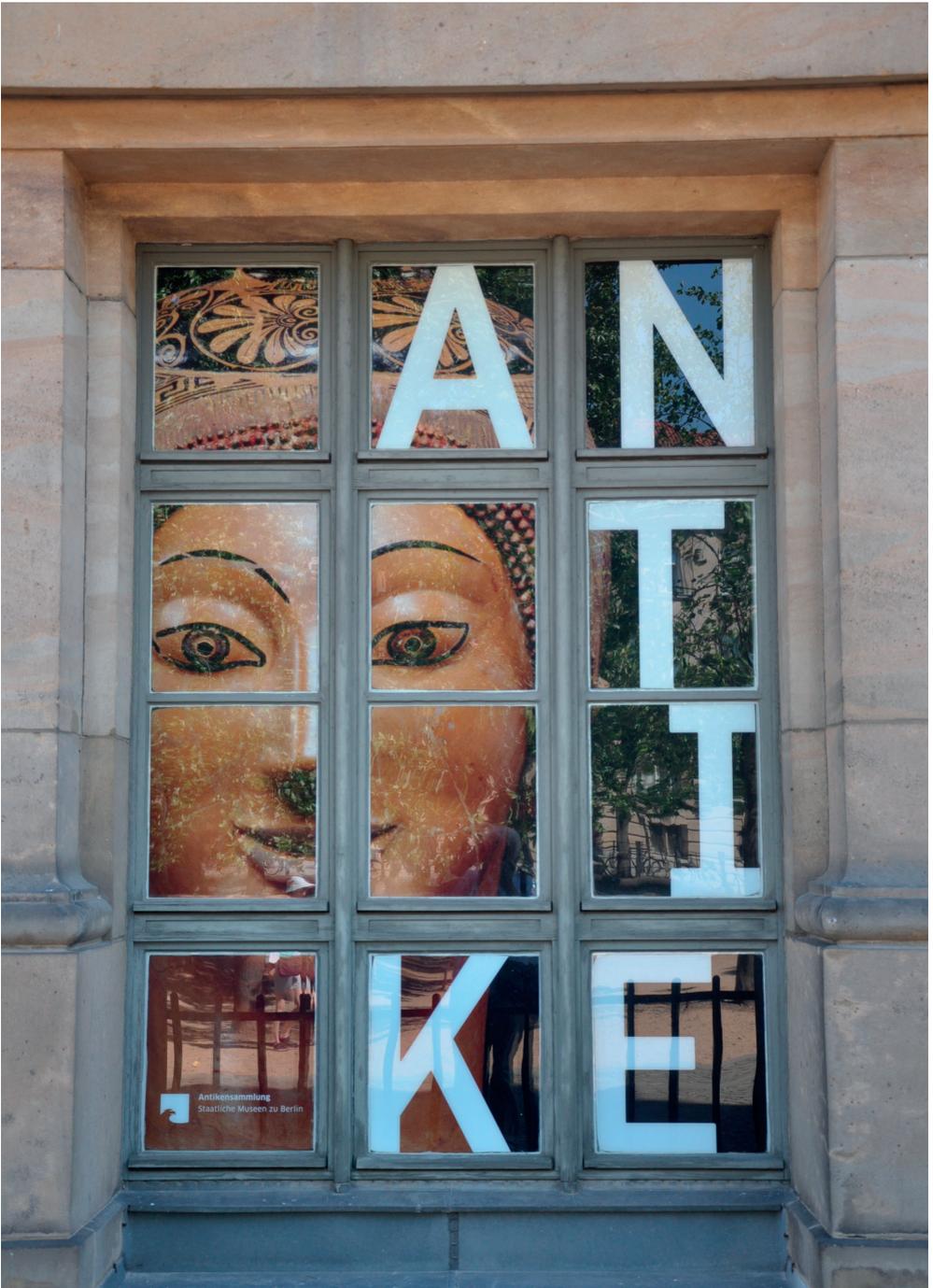
Buch 1, 105

Der Wolf nahm einmal mitten aus der Herde ein Lamm weg und wollte es nach Hause bringen. Dem begegnete der Löwe und entriss es ihm. Und der Wolf blieb entfernt von ihm stehen und schrie: »Unrechtmäßig hast du mir das Meine weggenommen.« Der Löwe war amüsiert und sagte, den Wolf verspottend: »Dir wurde es wohl rechtmäßig von Freunden geschenkt?«

Buch 1, 109

»Geh nicht krumm«, sprach zum Krebs seine Mutter, »und über den nassen Felsen schleppe nicht seitwärts die Glieder« Der aber sagte: »Mutter und Lehrerin, erst gehe du gerade, und wenn ich es sehe, will auch ich es tun.«

Es fällt schwer, nicht noch ein Dutzend weiterer Fabeln ihrer brevitatis und ihrer Skurrilität wegen zu notieren. 140 weitere gibt es noch in der neuen Babriosausgabe zu lesen!



Fenster ANTIKE im Erdgeschoss des Alten Museums, Westseite

## Celsus und die antike Wissenschaft.

Lateinisch – Griechisch – Deutsch,

herausgegeben und übersetzt von Werner Albert Golder, Sammlung Tusculum, Berlin: De Gruyter, 2018, 911 Seiten, gebunden, Schutzumschlag, Lesebändchen, ISBN 978-3-11-044165-9, € 79.95

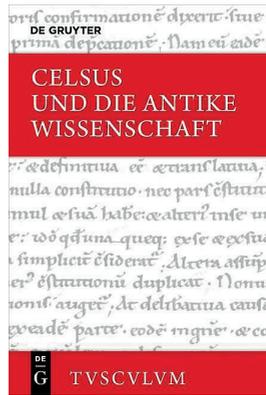
*Sisto, tibi, amice Lector, A. CORN. CELSUM, auctorem latinissimum, medicum sapientissimum, prudentissimumque.*

*Ich überreiche Dir, lieber Leser, A. Cornelius Celsus, den lateinischsten Autor, den weisesten Arzt und den Klügsten.*

(Dedicatio des Theodorus Janssonius van Almeloveen, eines niederländischen Arztes und Philologen, 1657–1712) (vgl. S. 721 und 837)

»Texte zur antiken Medizin« empfiehlt Dietmar Schmitz in seinem Aufsatz »Plädoyer für die Lektüre von römischen Fachschriftstellern. Illustriert am Beispiel des Themas: Kunst und Ethos des Arztes. Texte zur antiken Medizin unter besonderer Berücksichtigung von Celsus: De Medicina« im Forum Classicum 2002, H. 3, S. 186–192. Er nennt dazu zwei Schulausgaben, die mittlerweile doch etwas in die Jahre gekommen sind. Aus dem Vollen schöpfen kann man neuerdings mit einer richtig starken Ausgabe in der Reihe Sammlung Tusculum. Auf über 900 Seiten sind ganz zentrale lateinische (und griechische) Texte zu finden.

Der Übersetzer und Herausgeber ist freilich realistisch genug: »Bei aller Anerkennung für seine schriftstellerische Leistung ist Aulus Cornelius Celsus keine Leitfigur der lateinischen Literatur. Er gehört keinem Kanon an, er hat keine Tradition begründet. Auch in der Blütezeit der Klassischen Philologie hat man ihn an den Schulen nicht gelesen. Selbst in akademischen Veranstaltungen ist er nur selten thematisiert worden. ... Die einzige wahre Chance, Celsus selbst zu entdecken



bzw. künftigen Liebhabern nahebringen, ist die Auswahllektüre. So gelangt man am schnellsten an die vielen kleinen literarischen Juwelen und medizinhistorischen Fundstücke heran, die in dem Werk verborgen sind. Die Annähe-

rung über den Weg der Anthologie ist auch nicht neu: Auswahlbände zu Celsus sind bereits im 19. und 20. Jahrhundert veröffentlicht worden« (S.767). Eine vollständige zweisprachige Ausgabe von Celsus De medicina gibt es bei der WBG, herausgegeben von Martin Hose, eingel., übers. und komm. von Thomas Lederer. 2016. 3 Bde. Zus. 792 S. mit Bibliographie.

Es versteht sich von selbst, dass der Band – und hätte er nur 100 Seiten – nicht voll umfänglich Gegenstand schulischen Unterrichts sein kann, wengleich mir bei der Lektüre etliche Passagen untergekommen sind, die mir aus neueren Latein-Lehrbüchern bekannt waren, etwa »Die Ratschläge für eine gesunde Lebensführung. Sportlich, aber nicht athletisch; Celsus De medicina I 1,1–3« (S. 155 f) oder »Die Ratschläge für die Privilegierten« von Celsus und Plinius dem Jüngeren (S. 157ff). In diesem Sammelband finden sich auch viele knappe Auszüge aus einschlägigen Texten römischer Autoren zu medizinischen Themen, so geht es beispielsweise um vegetarische Ernährung (Seneca Epistulae morales 108.20–22; vgl. S. 65), um die Wahl von Wohnungen und ihre Konsequenzen für die Behandlung einer Reihe von Erkrankungen (Vitruv De architectura I 6,3; S. 63), es geht um Ärzte, die mit dem Leben ihrer Patienten Geschäfte machten (Plinius maior Naturalis Historia XXIX 5.10–11 und XXIX 8.22–23, 27; S. 67f), und um solche, die mit Vergünstigun-

gen und Auszeichnungen überhäuft wurden (Horaz Epistulae I 15.1–5; S. 57ff.).

Der Herausgeber dieses Buches, Werner Albert Golder, konstatiert: Des Celsus Werk bildet eine unerschöpfliche Fundgrube für jeden, der sich mit der Medizin der Antike auseinandersetzt; nicht zuletzt auch deshalb, da Celsus die historische Entwicklung der griechischen Medizin in der Vorrede seines Werkes skizziert (S. 76 ff.). Der Herausgeber ordnet in seiner Einführung, Celsus in die Medizin der frühen römischen Kaiserzeit und die griechische und römische Medizingeschichtsschreibung ein (S. 768), zudem kommentiert und würdigt er die zu den einzelnen Themen versammelten Textstellen in knapper Form, meist jeweils ein halbes Dutzend.

Bewunderer und begeisterte Leser fand Celsus (einige Stimmen sammelt Werner Albert Golder unter der Rubrik »Nur Superlative« (S. 719 ff) zu vielen Zeiten:

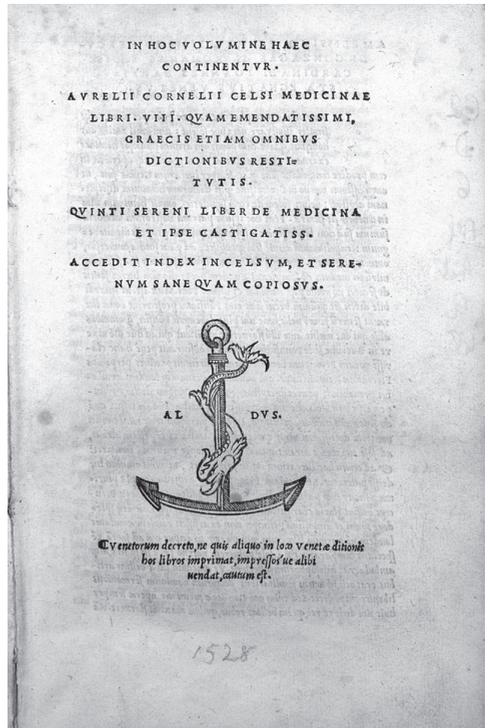
*Ex quo antiquos Artis nostrae scriptores lectitare coepi, (coepi autem, ut primum nomen meum inter medicinae studiosos professus sum) praeter HIPPOCRATICEM & ARETAEUM, maxime in deliciis habui A. CORNELIUM CELSUM, idque non magis propter stili elegantiam, quam quod per multa utilia ex eo didici.*

Seitdem ich die antiken Autoren unserer Disziplin zu lesen begonnen habe – und das war, nachdem ich mich zum ersten Mal für das Studium der Medizin eingeschrieben hatte – habe ich außer Hippokrates und Aretaios am meisten den A. Cornelius Celsus geschätzt, und zwar ebenso wegen seines gepflegten Schreibstils wie weil ich sehr viel Nützliches von ihm gelernt habe.

(Johann Friedrich Clossius, Arzt und ein poetisches Talent, geb. 1735 in Marbach, gest. 1787 in Hanau, der das erste Buch des Celsus gar in Verse goss, um dem wissenschaftlichen Nachwuchs Gedächtnishilfe zu leisten, S. 721 ff. und 837)

Die Renaissance nannte ihn den »medicorum Cicero«, sogar den »Gott unter den Ärzten« (S. 719). Er war der erste, der zahlreiche medizinische Ausdrücke aus dem Griechischen ins Lateini-

sche übersetzte. Celsus' Werk war die erste klassische medizinische Abhandlung, die, nach ihrer Wiederentdeckung 1426 durch Papst Nikolaus V., gedruckt wurde – und gleich eine Sensation auslöste. Erst 1483 folgten im Druck lateinische Übersetzungen von Texten des Hippokrates und Galen. Der Celsus Peak, ein rund 1350 m hoher Berg im westantarktischen Palmer-Archipel, trägt seinen Namen.



Aulus Cornelius Celsus, De medicina. – In hoc volumine haec continentur. Aurelii Cornelii Celsii Medicinae libri. 8. (Venetiis: in aedibus Aldi et Andreae Asulani soceri, 1528 mense Martio).

[https://de.wikipedia.org/wiki/Aulus\\_Cornelius\\_Celsus#/media/File:De\\_medicina\\_V00117\\_00000006.tif](https://de.wikipedia.org/wiki/Aulus_Cornelius_Celsus#/media/File:De_medicina_V00117_00000006.tif)

Zweifellos ist Aulus Cornelius Celsus (um 30 n. Chr.) die Galionsfigur der lateinischen Medizinschriftstellerei, das wichtigste Bindeglied zwischen Hippokrates und Galen. In seinen acht Büchern De medicina befasst sich Celsus als Enzyklopädist mit nahezu allen Teilgebieten der anti-

ken Medizin, und dies auf fachlich und sprachlich hohem Niveau, und erschließt die griechischen medizinischen Autoren den römischen Lesern. So konnte Celsus wohl eine Bedarfsflücke schließen, hatte sich doch zum Zeitpunkt der Entstehung des Werkes die Zusammensetzung des Ärztestandes verändert. Denn mit einem zunehmenden Anteil freiborener Römer unter den Ärzten (Cato hatte nicht nur für die griechischen Philosophen Verachtung gezeigt, sondern auch die in Rom praktizierenden Ärzte argwöhnisch betrachtet, vgl. Plutarch Cato maior 23; S. 51) drang das Lateinische immer mehr in die bis dahin griechisch-

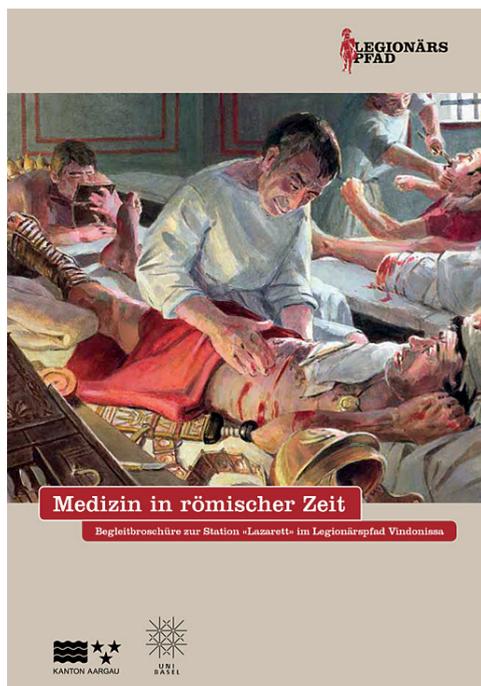
lateinisch) vorherrschte, so mag es doch für viele Mediziner angenehmer gewesen sein, in der Muttersprache zu lesen und zu kommunizieren.

Die vorliegende Auswahl enthält die Proömien, die wichtigsten Passagen aus der Darstellung der theoretischen und klinischen Fächer, die originellsten Fallbeschreibungen und außerdem die wesentlichen Beiträge des Werkes zur Terminologie und Ethik in der Medizin. Für die Diskussion der Quellen und der Rezeption in Antike und Mittelalter werden zahlreiche Originaltexte präsentiert. Der Schlussteil enthält die Fragmente der verlorenen nicht-medizinischen Teile (Landwirtschaft, Militärwesen, Rhetorik, Philosophie) des Opus Celsi. »An den nicht wenigen Stellen, wo es der Verständlichkeit und Klarheit zu dienen schien, wurden Begriffe der modernen medizinischen Fachsprache verwendet«, vermerkt der Übersetzer. Der tabellarische Anhang (S. 853–911) enthält das Verzeichnis der für den Band ausgewählten Stellen, das Gesamtverzeichnis der Parallelstellen zwischen dem Corpus Celsi und dem Corpus Hippocraticum, eine in drei Abschnitte (Anatomie, Pathologie, Therapie) gegliederte Liste griechisch-lateinischer Begriffspaare sowie ein Namens- und Sachregister.

Beeindruckende Textpassagen gibt es in diesem Buch viele, etwa die folgende (S. 749), überschrieben »Große Geister, kleine Geister und der ärztliche Kunstfehler«, Celsus De medicina VIII 4.3–4.

Der Verfasser verwendet das Eingeständnis des Hippokrates, einen folgenschweren Fehler gemacht zu haben, zu einem eindrucksvollen Plädoyer für wissenschaftliche Integrität.

»Dringt man mit einer Sonde bis auf den Knochen vor und wirkt dort alles glatt, so darf man davon ausgehen, dass er intakt ist. Findet man aber eine raue Stelle, und zwar vor allem da, wo es keine Nähte gibt, so weist dies auf einen Bruch des Knochens hin. Hippokrates hat berichtet, dass er sich von den Schädelnähten habe täuschen lassen, ganz nach der Art der großen Männer, die sich auf ihre großen Leistungen berufen können.



Titelseite eines Schweizer Infoheftes über Antike Medizin: Medizin in römischer Zeit. Begleitbroschüre zur Station 'Lazarett' im Legionärspfad Vindonissa, Museum Aargau 2013, [www.legionaerspfad.ch](http://www.legionaerspfad.ch) - <https://vindonissa.philhist.unibas.ch/de/professur/vermittlung/station-lazarett-legionaerspfad-vindonissa/>

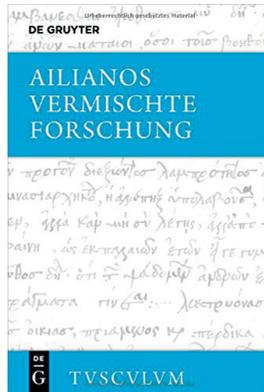
sprachig dominierte wissenschaftliche Medizin vor. Wenngleich in den gebildeten Schichten des Römischen Reiches Zweisprachigkeit (griechisch/

Kleingeister können sich ja nichts von ihrem Ansehen entziehen, da sie ohnehin keines haben. Großen und bedeutenden Menschen geziemt auch das offene Eingeständnis eines tatsächlichen Irrtums, weil sie trotzdem einen hohen Grad an Berühmtheit behalten, und zwar besonders in

der Wissenschaft, welche wegen ihrer Nützlichkeit an die Nachkommen weitergegeben wird, damit niemand der gleichen Täuschung erliegt, von der vorher schon ein anderer betroffen war. Übrigens hat mich zu dieser Bemerkung gerade die Erinnerung an den großen Lehrer veranlasst.«

**Ailianos, Vermischte Forschung. Griechisch und Deutsch.** Übersetzt und herausgegeben von Kai Brodersen, Sammlung Tusculum, Berlin: De Gruyter 2017. 448 Seiten, gebunden, Schutzumschlag, Lesebändchen ISBN 978-3-11-057638-2, € 59.95

Lesen Sie die Tageszeitung von vorne, beginnend mit der Großen Politik, oder von der letzten Seite her, die Panorama, Weltspiegel oder Vermischten Nachrichten überschrieben ist? Ein Sammler solcher Texte für die letzte Zeitungsseite, »Bunter Geschichte« (griechisch Ποικίλη Ιστορία, lateinisch *Varia historia*, deutsch *Vermischte Forschung*) in 14 Büchern, mit Anekdotischem über Merkwürdigkeiten aus dem Reich der Natur und aus der Geschichte berühmter Völker und Männer war der römische Sophist und Redelehrer Ailianos, um 170 in Praeneste, dem heutigen Palestrina in Latium geboren. Er schrieb allerdings in griechischer Sprache und wurde wegen seiner glänzenden Beherrschung des attischen Griechisch schon von Zeitgenossen im 3. Jahrhundert n. Chr. als »Honigzunge« gepriesen wurde. Kai Brodersen hat neben den Tiergeschichten (vgl. LGBB 2018, Heft 4, S. 248–250) auch die *Vermischte Forschung* neu übersetzt und in der Sammlung *Tusculum* herausgegeben. Von Wilamowitz-Moellendorf hat 1905 in seiner Gesamtdarstellung der griechischen Literatur des Altertums die »Journalisten« unter den antiken Autoren, auch Ailian, heftig kritisiert: Sie »verschneiden den alten schweren Stoff, den die Gelehrten mit saurer Arbeit einst



gewoben hatten, zu den Lappchen ihrer Essays und Artikelchen ...« (S. 7). Kai Brodersen betont, man habe inzwischen gesehen, dass dieser Autorengruppe einige Bedeutung bei der Vermittlung antiker Texte zukomme; ihre Sammlungen

seien immer wieder abgeschrieben worden und so verdanken wir ihnen die Überlieferung sonst nicht erhaltener literarischer Zitate und historischer Nachrichten.

1545 erschien in Rom die erste Druckausgabe des Originaltexts, es folgten bald Übersetzungen ins Italienische und Englische, später auch ins Deutsche. »Das gute Griechisch des Werkes führte dann auch dazu, dass Ailianos' *Vermischte Forschung* zur Schullektüre avancierte. So brachte der seinerzeit als Lehrer am Luther-Gymnasium in Halle wirkende Wilhelm Lange (1767–1831) 1797 eine Schulausgabe unter dem Titel *Griechisches Lesebuch* heraus, enthaltend die interessantesten Erzählungen aus Aelians vierzehn Büchern der *Vermischten Geschichte* mit grammatischen und anderen Anmerkungen und einem vollständigen Wortregister« (S. 25).

Welcher König war in einen Baum verliebt (2.14)? Wer hat die Königsherrschaft als »ehrenvolle Sklaverei« bezeichnet (2.20)? Wo dürften Frauen keinen Wein trinken (2.38)? Gab es eine antike

Utopia (3.18)? Wo badete man nur dreimal im Leben (4.1)? Wo kam Faulheit vor Gericht (4.1)? Wo stand Kunst, die ihren Gegenstand hässlicher erscheinen ließ, als er war, unter Strafe (4.4)? Wer war der erste »Trainspotter« (4.25)? Wer hat das Katapult erfunden (6.12)? Welcher Tyrann wurde nach seinem Sturz Grundschullehrer (6.12)? Wo galt ein Leben ohne Musik als Strafe (7.15)? Warum erweisen einen gefärbte Haare als Lügner (7.20)? Wer stellte Grabsteine für Haustiere auf (8.4)? Wo ist erstmals eine Brieftaube belegt (9.2)? Wer beriet sich mit einem in Honig eingelegten Kopf (12.8)? Gab es in der Antike so etwas wie den »Fluch der Pharaonen« (13.3)? Wer war das Aschenputtel des Altertums (13.33)? Wie vertrieb sich ein Perserkönig, der Analphabet war, auf langen Reisen die Zeit (14.12)? Wenn Sie Antworten auf derart vermischte Fragen suchen, dann lesen Sie – so die Empfehlung des Übersetzers Kai Brodersen – die Vermischte Forschung des Ailianos!

Mir gefällt am besten die folgende Geschichte über Annikeris aus Kyrene (die auch Diogenes Laertios 3.20 erzählt; ich habe sie vor Jahrzehnten bei einer Abiturrede vorgetragen): Dieser »war stolz auf seine Erfolge im Pferderennen und Wagenlenken. Nun wollte er auch einmal Platon seine Kunst vorführen. Er spannte also den Wagen an und fuhr in der Akademie (im Hain des Akademos) zahllose Runden. Dabei hielt er den Pfad der Bahn so genau ein, dass er seinen Radspuren immer wieder genau folgte und nie davon abkam. Alle anderen waren erwartungsgemäß erstaunt, Platon aber tadelte seinen übertriebenen Ehrgeiz und sagte: »Unmöglich ist, dass einer, der so viel Sorgfalt auf solch eine unnütze Kleinigkeit verwendet, sich um irgendwelche bedeutenden Dinge kümmert. Sein ganzes Denken ist ja auf jene Nichtigkeiten gerichtet, und so muss er notgedrungen das vernachlässigen, was wirklich Bewunderung verdient.« (S. 91).

## Impressum ISSN 0945-2257

Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom Vorstand des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im Deutschen Altphilologenverband (DAV) [www.davbb.de](http://www.davbb.de)

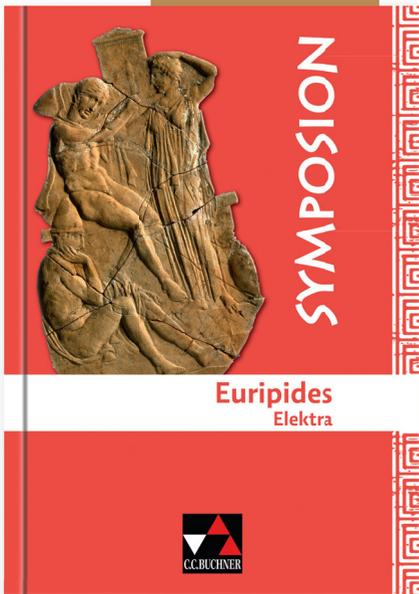
1. Vorsitzender: **Prof. Dr. Stefan Kipf** Humboldt Universität zu Berlin  
Didaktik Griechisch und Latein · Unter den Linden 6 · 10099 Berlin  
[stefan.kipf@staff.hu-berlin.de](mailto:stefan.kipf@staff.hu-berlin.de)
2. Vorsitzende: **StR Gerlinde Lutter** Tagore-Schule/Gymnasium, Berlin · [g1lutter@aol.com](mailto:g1lutter@aol.com)  
**Andrea Weiner** Alexander von Humboldt Gymnasium, Eberswalde
- Schriftleitung des Mitteilungsblattes: **StD Dr. Josef Rabl**  
Kühler Weg 6a · 14055 Berlin · [Josef.Rabl@t-online.de](mailto:Josef.Rabl@t-online.de)
- Kassenwartin: **StR Peggy Klausnitzer**  
[peggy.klausnitzer@t-online.de](mailto:peggy.klausnitzer@t-online.de)
- Beisitzer: **PD Dr. Nicola Hömke, StD Dr. Josef Rabl**
- Grafik / Layout: **Fabian Ehlers** Karlsruher Straße 12 · 10711 Berlin · [fabian.ehlers@web.de](mailto:fabian.ehlers@web.de)



# SYMPOSION

Griechische Lektüreklassiker

NEU



## Euripides, Elektra

ISBN 978-3-7661-5840-6,  
48 Seiten, € 12,20

Die *Elektra* des Euripides wirft Fragen auf, die an Aktualität nicht verloren haben. Sie berühren das Zusammenleben von Menschen, ihren Umgang miteinander, ihre seelischen Verletzungen und verhängnisvollen Gegenreaktionen. Euripides zeigt uns eine Elektra, die ein nicht standesgemäßes Leben fristet und eine grausame Rache vollzieht. Die Ausgabe führt durch reichhaltiges Begleitmaterial an die Gegebenheiten des antiken Theaters heran, gibt zahlreiche Anregungen zur Interpretation und rundet durch Rezeptionsdokumente das Bild von der Tragödie ab.

Mehr Informationen  
auf [www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de)



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG  
[www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de) | [www.facebook.com/ccbuchner](https://www.facebook.com/ccbuchner)